

Marinebilder.

Neue See-Geschichten

von

Heinrich Smidt.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

Inhalt.

Marinebilder.

I.

Feuersbrunst.

Sie sahen es abfahren das stattliche neue Vollschiff. Alles Volk am Lande sah es dahin ziehen, die Staatsflaggen von der Gaffel und den Toppen abwehend, Schuß auf Schuß entsendend und das donnernde „Drei mal Drei!“ welches vom Strande herüber schallte, mit jubelnder Lust beantwortend.

Bald schwebte es wie ein leuchtender Punkt am fernen Horizont. Wer auf dem Halbdeck stand, sah, rückwärts gewendet, das Land wie einen schmalen blauen Streifen zwischen Luft und See verschwimmen. Bis dahin hatte der scharfe Bug die tanzende Fluth durchschnitten. Jetzt rollten die ersten schweren Wellen, die Vorboten des atlantischen Oceans, heran. Sie senkten und hoben das Fahrzeug und sprangen zu ihm auf das Deck, als wollten sie mit ihm spielen.

„Es fängt an zu stampfen,“ sagte der Bootsmann, der vor dem Fockmast mit übereinander geschlagenen Armen stand, zu seinem Maaten. „Muß schweres Wetter hier draußen gewesen sein. Schaumköpfe, so weit man sieht, nach Luf und nach Lee.“

„Hoffe, daß der „Coffin“ nichts darnach frägt,“ antwortete der Maat. „Er ist fest und stark gebaut. Es schläft sich gut zwischen seinen Planken; das merkte ich, als ich in der vergangenen Nacht todtmüde an Bord kam. Wachte nicht auf, als zu Deck gepfiffen wurde, und mußte erst einen rechtschaffenen Rippenstoß bekommen.“

„Giebt Viele, die gar nicht wieder aufwachen, wenn sie am Bord eines Coffin schlafen, und wenn zehn Bootsmannspfeifen durch das Zwischendeck schrillten.“

„Was meint Ihr damit, Bootsmann?“

„Weil Coffin einen Sarg bedeutet, Maat. Seit ich das weiß, ist mir schon drei Mal der Gedanke an den Kirchhof gekommen. Verdammte englische Grille, ein Schiff einen Sarg zu nennen und es mit hellen Farben anzustreichen. Ihr seid blaß geworden, Mann. Taucht unter Deck und nehmt einen Schluck. Es wird Zeit, das Wachtsvolk abzutheilen.“

Die Mannschaft wird am großen Mast versammelt. Die stolzen Ostindienfahrer theilen ihr Volk in drei Wachen, gegenüber den kleinen Kauffahrern, die sich mit zweien behelfen. Der Capitain nimmt die erste, die Steuerleute nehmen die zweite und dritte.

Der Capitain wählt sich den ersten Mann. Zu ihm kommt der Bootsmann als erster Deckofficier. Die Steuerleute haben den Bootsmanns-Maaten und den Schiemann als Deckoffiziere zu Gehülfen. Die Theilung ist geschehen. Die Capitainswacht hat den ersten Dienst. Alle Andern gehen unter Deck. Die Nacht mit ihrem Sterngefunkel begrüßt zum ersten Male dieses Schiff auf See.

Gedankenvoll geht der Capitain am Steuerbord des Halbdecks auf und ab. Der Bootsmann hat ein scharfes Auge auf ihn gerichtet. Er diente am Bord des Schiffes, worauf der Capitain seine erste Seereise machte als Vollmatrose. Seit der Zeit blieb er ihm nahe und sah ihn eine Stufe um die andere emporsteigen. Als der junge Mann sein Officiers-Examen glücklich bestanden, trank er einen steifen Grog und sagte vor sich hin:

„Nun ist er daran, Admiral zu werden, und ich bleibe Meister vom Kabelgat all mein Lebelang.“

Als der junge Officier bald darauf Capitain wurde und eine reiche Braut errang, trank der Bootsmann abermals einen steifen Grog und vernahm mit lautem Jubel die Kunde, daß der Capitain mit dem erworbenen Gelde sich selbst ein Schiff bauen wolle, so schön, wie bis jetzt noch keines auf einem deutschen Werft gezimmert sei. Als das Schiff nun fertig wurde und getauft werden sollte, ward ein großes Fest angesagt, denn der Capitain wollte die Taufe gar herrlich ausrichten. Seine junge schöne Frau war die Pathin. Aber sie erkrankte plötzlich und in derselben Stunde, da die Taufe vor sich gehen sollte, starb sie. Da legte der Capitain sie in den Sarg und sagte:

„Liege Du in dem Deinen, ich lege mich in den meinigen.“

Und von diesem Augenblicke hieß das Schiff „Coffin.“

Und dieser „Coffin“ schwimmt jetzt auf der offnen See, getragen von einer handlichen Brise. Tummler springen um ihn her. Es rauscht an den Seitenborden wie die dumpfklingende Stimme eines Warners, der unablässig mahnt, ohne jemals verstanden zu werden.

Die Wachtmannschaft ist über die verschiedenen

Theile des Verdecks hin verstreut. Einer ordnet im Vorbeigehen ein herabgefallenes Tau; ein Anderer ist sorgsam bemüht, seine Pfeiffe in Brand zu setzen; ein Dritter schiebt den Kopf durch die halboffene Thür der Cambüse, um nachzusehen, ob sich wohl ein Tropfen heißes Wasser zu einem Glase Grog vorfindet. Andere hocken auf den Luken zusammen und schwatzen. Es ist das harmlose Stillleben, wie es sich auf den Verdecken in lauen, sternhellen Nächten immer und immer wiederholt.

Nur Einer lehnt gegen die Ankerspille, das Gesicht nach dem Halbdeck gewendet, wo der Capitain auf- und abgeht, und läßt ihn nicht aus den Augen. Der Bootsmann spricht mit dem Manne, aber er erhält keine Antwort. Verdrießlich brummt der Deckofficier vor sich hin:

„Wenn der Klabautermann ein ordentliches Menschenkind wäre, wie es unsereins ist, würde ich glauben, der da sei es. Weiß nicht, wie der Capitain dazu kam, ihn zu seinem Wachtsvolk zu kommandiren. Aber er soll mir nicht so nach dem Halbdeck stieren, wie der Hai, der vor dem Buge auf Beute lauert."

Und die Schulter des Mannes mit der Hand berührend, sagte er barsch:

„Lorenz, es ist Zeit, den Posten auf dem Udkiek zu verfangen. Die Reihe ist an Euch.“

Der Mann, der an der Ankerspille lehnt, sieht den Deckofficier einen Augenblick starr an, nickt mit dem Kopf und geht, um seinen Platz auf dem Bugspriet einzunehmen. Wie vorhin nach dem Halbdeck, schaut Lorenz jetzt unverwandt auf die dunkle See vor sich. Die Augen glühen unheimlich; die Lippen bewegen sich krampfhaft. Wenn sie sich öffneten, sie würden ein verworrenes Chaos verkünden; die trübe Geschichte eines zerstörten Geistes.

Lorenz denkt seiner Vergangenheit. Er ist ein armer, älternloser Knabe, der in dem Hause des reichen Kaufherrn ein Asyl gefunden hat. Man hilft dem Hülflosen; aber bis zum geringsten Hausgenossen herab läßt Jeder ihn fühlen, daß er diese Hülfe braucht und daß er sie ihnen zu danken habe. Nur Eine ist freundlich, und das ist des Kaufherrn liebliches Töchterlein. Sie spricht ihm tröstend zu; sie erzählt ihm ihre kleinen Erlebnisse und läßt sich von ihm wieder erzählen. Sie ist sein Schutzgeist, dem er blind vertraut, den er anbetet.

Die Jahre fliegen dahin. Lorenz wählt den Stand eines Seefahrers. An ihm vorüber ziehen

unklare Träume von Größe und Herrlichkeit, die jenseits des Oceans seiner harren. Wenn er von einer Reise heimkehrt, macht er seinen Besuch in dem Hause des Kaufherrn. Alle betrachten das als einen schuldigen Tribut, worauf man keinen besondern Werth legen müsse. Nur des Hausherrn Töchterlein bleibt sich auch jetzt gleich. Sie äußert unverholen ihre Freude über seine Rückkehr und nimmt die kleinen Geschenke, welche er ihr aus fremden Ländern mitbringt, freundlich dankend, ohne sie gleich mit einer dreifach werthvolleren Gegengabe zu bezahlen.

Da tritt eine Veränderung in dem ganzen Wesen des jungen Mannes ein. Seine Augen leuchten, sein Herz pocht ungestüm. Er hält die stille Freundlichkeit der Jungfrau für Liebe und liebt sie wieder, so glühend heiß, wie nur ein Mensch von ungezähmter Sinnesart lieben kann. Als er eines Abends zu ihr hintritt, um für längere Zeit Abschied zu nehmen, läßt er seine eigentliche Empfindung durchblicken. Mühsam drängt er den vollen Ausbruch des Gefühls zurück. Sie bleibt stumm und entfernt sich schweigend. Er nimmt dies Schweigen für eine Erwiederung seiner Leidenschaft und sagt im Fortgehen:

„Nun ich das weiß, ruhe ich nicht, bis sie meine

Braut ist, und wenn ihre Verwandten noch zehn Mal stolzer und hochmüthiger wären, als sie in Wahrheit sind."

Als er nach Jahr und Tag wiederkehrt, ist die Tochter des Hauses die glückliche Braut eines jungen Capitains. Wie ein Donnerschlag trifft ihn diese Nachricht, als er die gewohnte Schwelle überschreitet, das Bekenntniß seiner glühenden Neigung auf den Lippen. Er fällt mit einem lauten Schrei zu Boden. Alle eilen herbei. Nur mit Mühe gelingt es, ihn einer schweren Ohnmacht zu entreißen. Als er die Augen aufschlägt, sieht er die erschrockene Jungfrau, die ihn theilnehmend anredet. Er überschüttet sie mit so bittern Vorwürfen über ihre Treulosigkeit, daß sie bebend entflieht. Der Kaufherr, der ein Zeuge dieses Auftrittes war, sagt mit eisiger Kälte:

„Der Mann ist in Brasilien verrückt geworden. Bringt ihn nach dem Tollhause."

Lorenz stürmt fort. In seinem Kopfe nehmen die Dinge eine seltsame Gestalt an. Er legt sie sich auf seine Weise zurecht. Unwandelbar glaubt er an die Liebe der Jungfrau. Aber sie darf ihrem Gefühl nicht freien Lauf lassen, weil sie den Capitain heirathen soll. Sein Haß fällt auf diesen. Er hat

versucht, das Herz seiner Geliebten ihm abspänstig zu machen. Es ist ihm gelungen und er soll es büßen. Der Capitain, der von dem räthselhaften Unfall in dem Hause der Braut hört, nimmt auf die Fürbitte seiner Dame sich des verstoßenen Lorenz an und sucht es diesem vergessen zu machen, daß der erzürnte Kaufherr ihm in gerechter Entrüstung die Wege gewiesen. Der Capitain ahnt nicht, welchen Feind er gutmüthig pflegt.

Als die Braut, das Haupt mit der jugendlichen Myrthe geschmückt, plötzlich hinstirbt, wird der Grimm, der in Lorenz' Innern tobt, noch mächtiger und droht, alle Schranken zu durchbrechen.

„Sie ist aus Gram gestorben, weil sie von mir hat lassen und den Mann nehmen müssen, den sie nicht mag!“ sagt er. „Ich will es ihm vergelten.“

Und um das zu können, zeigte er sich gegen den Capitain scheinbar unterwürfig, tritt über den Fallreep des „Coffin“, sitzt als Udkiekmann auf dem Bugspriet und sieht den riesengroßen Schatten nicht, der vor dem Buge noch schwärzer als die Nacht vorüberzieht.

„Segler voraus!“ ruft es.

„Anlufen!“ schreit es von allen Seiten.

Das Steuer geht nach Lee; das Schiff schießt in den Wind und der fremde Segler streicht hart an dem „Coffin“ vorüber.

„Wer hat den Udkiek?“ ruft entrüstet der Capitain und der Bootsmann entgegnet:

„Mit Gunst, Herr; es war der Lorenz. Ich habe ihn mit einem hellen Donnerwetter binnen geholt und frage Euch, was mit ihm geschehen soll? Der Unhold hätte uns bald zu einem kalten Bade verholfen, woran wir zeitlebens genug hatten, wenn wir nicht selbst die Augen offen hielten. Was geschieht mit ihm?“

„Er ist ihr Vermächtniß!“ spricht der Capitain vor sich hin und sagt dann laut:

„Der Lorenz ist ein kranker Mann. Gebt ihm einen Verweis und stellt ihn nicht wieder an einen solchen Platz.“

„Wäre ich an des Capitains Stelle gewesen,“ bemerkte der Bootsmann, als er dem lässigen Udkiekmann seine Meinung sagte, „ich hätte Dich nicht so wohlfeilen Kaufes davon gelassen. Satan von einem Kerl! Wolltest uns ersaufen lassen. Dafür verdienst Du, an einem hellen Feuer langsam zu braten. Schier Dich unter Deck.“

Lorenz schwankte auf der Leiter. Seine Kniee zitterten. Als der Bootsmann vom hellen Feuer sprach, schlug es wie ein Blitzstrahl blendend vor ihm nieder. Er warf sich in seine Hängematte und träumte weiter.

„Der Lorenz ist krank," sagte der Doktor, als er am andern Morgen Bericht über den Zustand der Mannschaft abstattete.

„Ihn beherrscht ein ungebändigter Ehrgeiz," antwortete der Capitain. „Weil er ihn nicht befriedigen konnte, wird er von ihm verzehrt. Die letzte Reise nach Brasilien hat ihm den Rest gegeben. Es ist etwas Besonderes mit ihm geschehen. Ich weiß nicht was, aber sein Verstand hat gelitten."

„Er spricht in allen Dingen vernünftig," sagte der Doktor wieder. „Nur in einem nicht. Er grollt mit Jemandem, der ein todeswürdiges Verbrechen beging und den zu vernichten er sich berufen glaubt. Aus seinen wirren Reden klingt heraus, daß er ein schönes Mädchen liebte und von ihr wieder geliebt wurde. Aber damit er sie nicht besitzen sollte, hat sie ein Anderer, den er seinen Todfeind nennt, kaltblütig ermordet."

Den Capitain berührten diese Worte unangenehm.

Er winkte den Doktor mit der Hand und ging auf das Verdeck.

Es ist ein milder Abend. Die See, kaum gekräuselt von der leichten Passatbrise, ist mit dem röthlichen Schein der Abendsonne übergossen. Wo die Strahlen derselben in einen Brennpunkt zusammen fallen, steuert ein Schiff mit vollen Segeln vorüber.

„Wie mit Feuer bedeckt!“ sagte einer der Matrosen des Fockmastes. „Habe dergleichen nie gesehen.“

„Es brennt!“ spricht eine hohle Stimme hinter ihm. Erschrocken sieht der Mann sich um und das dunkle Auge des Lorenz starrt ihn an.

„Es brennt, sage ich Dir. Und der Brand wird nicht verlöschen, bis der letzte Splitter verkohlte.“

Die Sonne sinkt tiefer. Allmählich verfließen die abendlichen Gluthen und enden als ein schmaler Lichtstreifen im Westen. Lauer Dämmerschein umfängt die See. Wie eine ferne Insel liegt auf derselben der schlafende Hai. Leichte Tummler und Delphine tanzen um ihn her; die fliegenden Fische springen über ihn hinweg. Im Halbschlummer sich wiegend, athmet die See auf. Sie hebt sich und senkt sich wieder. Die Wellenköpfe rauschen auseinander und eine Fluth von Perlen und Demanten umwogt das Schiff. Die

Sterne funkeln golden und das am fernen Horizont auftauchende südliche Kreuz kündet den Eintritt in die neue Welt.

Mitten in diese Fülle der Poesie tritt die Prosa mit ihren gebieterischen Forderungen. Der Koch und der Bottelier sind in Streit. Der Erstere hat es versäumt, sich für den folgenden Tag die nöthigen Vorräthe herausgeben zu lassen, und Jener weigert sich jetzt, zu so später Stunde mit dem Licht in die feuergefährliche Bottlerei zu gehen. Sie vergleichen sich endlich und wollen versuchen, sich im Dunkeln zurecht zu finden.

Mit Gegenständen aller Art bepackt, ein Faß vor sich herkollernd, betreten sie wieder das Zwischendeck. Es ist vollends finster geworden. Mit Mühe gelangen sie bis unter die große Mitteldecksluke, die allzeit bei gutem Wetter wegen des frischen Luftzuges geöffnet ist. Geschäftige Hände sind auf ihr Rufen bereit. Die Vorräthe gelangen zu Deck. Der Bottelier legt einen Stropp um das Faß und hakt die Takel ein, um es aufzuwinden. Aber das ist bei der Dunkelheit nicht mit der nöthigen Vorsicht geschehen. Das Faß stürzt herunter und sprengt auseinander. In demselben Augenblicke taucht in der Mitte des Hängematten-Raums der Schimmer einer Laterne auf.

„Hierher das Licht!“ ruft der Bottelier mit lauter Stimme. „Leuchtet, damit wir sehen, was für Unheil wir angerichtet haben. Verdammt die Saumseligkeit des Kochs, die daran Schuld ist. Hierher das Licht.“

„Da habt Ihr es!“ ruft Lorenz, der die brennende Laterne vor sich hin trägt. Er kommt im vollen Laufe und stolpert, — wer sagt, ob absichtslos oder bewußt —? mitten in das tolle Gewirr hinein. Die Laterne zerbricht. Die Flamme berührt den nach allen Seiten abfließenden Rum und vier Feuerströme laufen nach vier Richtungen das Zwischendeck entlang; sie tröpfeln durch Ritzen und Spalten hinab in den Raum. Ein Schrei des Entsetzens hallt durch das Zwischendeck. Er fliegt nach oben; hinab in die Kajüte; hinaus zum Udkiekmann; hinauf zu den Wächtern in den Toppen.

„Feuer am Bord!“ heißt das Schreckenswort und von allen Seiten strömen die Mannschaften herbei. Der Capitain und seine Officiere sind die Ersten auf dem Platze. Man trifft die wirksamsten Anordnungen. Wasser fließt in Strömen. Der Spiritus ist längst verzehrt und nur die von ihm berührten Gegenstände glimmen fort. Nach unsäglicher Anstrengung

wird man endlich des Elementes Meister und erschöpft sinkt die Mannschaft auf das harte Deck nieder, um den verlornen Athem wieder zu gewinnen.

Als der unheilvolle Ruf erscholl, ward die Fahrt des Schiffes unterbrochen. Die Segel wurden in die Gei gestellt und die Pinne des Steuers festgelegt. Man wollte verhindern, daß durch die fliegende Eile die Schnelle des Feuers sich mehre. Jetzt war scheinbar die Noth vorüber. Der Mann am Steuer nahm den gewohnten Platz wieder ein. Die Raaen stiegen an den Stängen empor. Die Segel fielen voll. Das Schiff brausete den gewohnten Cours und der Mond beleuchtete seine Bahn.

Aber der unheilvolle Dämon des Feuers war nicht erstickt. Er hatte sich nur verkrochen. Heimtückisch wühlte er im Verborgenen fort. Ein unerträglicher Dunst war durch das ganze Schiff verbreitet. Er schreckte die Schläfer in den Hängematten, die mit der Hand nach der Stirn fuhren, die in Fiebergluth brannte. Der Kopf war ihnen schwer und fiel willenlos auf die Brust herab. Die Quartiersleute vom Dienst erwehrten sich kaum des Schlafes. Sie kämpften mit den bösen Dünsten, die sie umwallten, und spähten mit der größten Sorgsamkeit den kleinsten

Winkel durch. Umsonst. Nirgends etwas zu entdecken. Die Nacht schlich bleischwer vorüber.

Der Morgen brach an. Bei dem Anblick des neuen Lichtes lösete sich ein drückender Alp von der Brust der Männer. Sie athmeten leichter und im Laufe der Stunden wagten es sogar einige übermüthige Gesellen mehrere ihrer Maaten der gehabten Angst wegen zu verspotten und die seltsamen Sprünge derselben während der Gefahr zu belachen. Der Koch in seiner Cambüse trampelte mit den Füßen und fluchte, daß das sakramentische Feuer unter den Töpfen nicht brennen wollte. Keiner ahnte den Krater, der unter ihren Füßen langsam glimmte.

Die Officiere waren bei dem Capitain in der Kajüte. Es war der erste freie Augenblick. Sie sprachen von dem Feuer und der Ursache des Entstehens. Der zweite Steuermann hatte genaue Nachforschungen angestellt und theilte das Resultat derselben mit. Der erste Steuermann sagte:

„Dieser Lorenz ist der böse Geist an Bord. Ich traue dem Kerl nicht und halte ihn jeder Bosheit fähig.“

„Was wollt Ihr?“ versetzte der Capitain rasch. Aber er unterbrach sich, denn er erinnerte sich in diesem Augenblicke des Gespräches, das er vor kurzem

über den Lorenz geführt hatte. Darum setzte er nach einer Pause hinzu:

„Ein solcher Mensch kann in seinem Wirrsal ein Unglück anrichten, ohne es zu wollen. Ihr hattet recht, daß man ihn daran verhindern muß. Der Doktor soll ihn in seine Lazareth-Kammer schicken und wohl Acht haben, daß er sie während der Reise nicht verläßt. Weiß das Zwischendeck von dem Irrsinn dieses Menschen?"

„Das Volk weiß darum," sagte der zweite Steuermann, der einige Augenblicke vorher draußen war. „Der Bootsmann meldet, daß man den Lorenz sucht und ihn nirgends finden kann."

„Geschwätz!" entgegnete etwas hart der Capitain. „Ein Schiff ist weder eine Prairie, noch ein Urwald, worin ein Mann nach Belieben Versteckens spielen kann. Man greife den Tollen und überliefere ihn dem Doktor."

Sie fanden ihn noch immer nicht. Er kroch im Raum auf den Waarenballen umher. Wo er eine Lücke zwischen denselben antraf, zwängte er sich hindurch, um nach dem Feuer zu spähen, das am Abend vorher hell aufleuchtete und dann plötzlich verschwand. Im wachsenden Zorn darüber, daß er nicht finden

könne, was er suchte, stieß er an eine mit Stroh und Packleinen sorgsam umhüllte Kiste, worin deutscher Gewerbfleiß seine feinsten Platillas versendet. Ein Theil dieser Umhüllung wich dem Fußtritt. Einzelne Funken sprangen umher und fielen als todte Asche nieder. Sie hatten keine Lebenskraft in diesem festverschlossenen Raum. Lorenz schrie laut auf.

„Wer schreit da?“ fragte der Bootsmann, der im rastlosen Eifer eine neue Runde durch das Zwischendeck machte.

„Es kam aus dem Raum!“ sagte Einer.

„Das war der Lorenz!“ rief der Bootsmann plötzlich, als ob er eine Eingebung hatte. „Schnell hinunter! Alle Luken auf! Laßt das Tageslicht einströmen, so viel immer möglich. Hei! So ist es recht! Das ist eine handliche Brise hier unter Deck. Hollah, Jakob! Peitscht Dich der Klabautermann mit solcher Hast die Leiter hinauf? Was fandest Du unten?“

„Feuer!“ entgegnet Jakob und greift nach dem Arm eines Matrosen, um nicht zu sinken.

„Feuer! Feuer!“ schallt es hinter ihm drein und mit rollenden Augen, mit sträubendem Haar schwingt sich Lorenz aus dem Raum und läuft das Zwischendeck entlang. Die Flammen züngeln hinter ihm darein.

Der Bootsmann und seine Leute sind so erschrocken, daß sie nicht daran denken, den lange Gesuchten und unerwartet Gefundenen zu greifen. Keine Minute und das ganze Schiff ist in Alarm. Die Löscharbeit, die man erst ganz kürzlich unterbrach, beginnt von Neuem. Die Außenbords-Pumpen klappern und armdicke Wasserströme ergießen sich in den Raum.

Aber es ist zu spät. Der brennende Sprit, der tropfenweise aus dem Zwischendeck in den Raum fiel, hat sich in die Umhüllungen der Platilla-Kisten festgesetzt und reichliche Nahrung gefunden. In der Stille sengte es fort und verbreitete nach und nach einen pestilenzialischen Geruch durch das ganze Schiff. Jetzt, wo die Luft frei von einem Ende zum andern zieht, facht diese die glühenden Brände an und hoch schlägt die helle Flamme an zwanzig Stellen zugleich empor.

Immer tiefer sinkt der Tag. Die Sonne geht unter. Die Dämmerung braut aus der See auf. Es wird Nacht. Am Bord achtet Keiner auf den Wechsel der Zeit. Man bemerkt die wachsende Dunkelheit nicht, denn die Flammen leuchten tageshell. Mit der Noth steigt die Verwirrung. Jede Ordnung, jedes Regiment hört auf. Das Commandowort der Officiere, die Pfeife des Bootsmanns werden nicht

mehr beachtet. Alle schreien durcheinander. Jeder thut in seiner Todesangst etwas anderes, als geschehen muß, wenn er den Dämon bannen will, der die feurigen Arme nach ihm ausstreckt.

Da gelingt es einer Stimme, sich allgemein vernehmbar zu machen. Sie schallt vom Mitteldeck her.

„Das Pulver!“ ruft es mit markerschütterndem Ton, und „Das Pulver! Das Pulver!“ hallt es an allen Ecken wieder. Unter der Capitains-Kajüte, in der sogenannten Pic, wird es aufbewahrt. Mit laut klopfendem Herzen richtet sich der Lauf dahin. Die Kajüte des Ostindienfahrers ist gefeit, aber jetzt reißt jedes Band und laut poltern sie auf der Treppe. Aus Qualm und sprühenden Funken tritt ihnen eine geschwärzte Gestalt entgegen.

Der Unglückliche hat sich, vor seinen Verfolgern fliehend, von einem Winkel in den andern geflüchtet, bald nicht mehr wissend, wo er ist und wohin er muß, um ihnen zu entkommen. Er kreischt jetzt auf, um die zu locken, denen er bisher auswich; aber der wilde Lärm verschlingt die einzelne Stimme, die im Rauche erstickt. Endlich gelangt er in die Nähe der verhängnißvollen Kammer in der Pic. Bei dem fernher leuchtenden Feuer sieht er den auf der eisernen Thür

gemalten weißen Todtenkopf. Aufkreischend stürzt er zurück. Der Selbsterhaltungstrieb erwacht in voller Stärke und mit verzerrtem Gesicht tritt er unter seine Gefährten.

Die Verzweifelnden machen einen letzten Versuch, die Pic zu erreichen. Noch ist das Feuer demselben nicht nahe; noch kann es möglich sein, das Aeußerste abzuwenden. Der Schiemann ist der Vorderste. Er stürzt auf die Thür zu und schreit: „Den Schlüssel her!"

Keiner hat es bedacht. Keinem fällt es ein, daß der Schlüssel an einer eisernen Kette am Thürpfosten hängt. Und rückwärts geht es im vollen Laufe, um anderswo vergeblich zu suchen, was er so eben fast mit dem Finger berührte.

Sie erreichen das Deck. Aus den Mittel- und Vorderluken, so wie aus den Luken des Kabelgats steigen drei dichte Rauchsäulen auf. Das Deck selbst ist glühend heiß. Das Pech in den Näthen siedet und tröpfelt abwärts in die Fluth. Durch die so entstandenen Ritzen züngeln Flämmchen und fressen die schmale Oeffnung weiter. Die Flämmchen wachsen zu Flammen an und beginnen ihren diabolischen Tanz im Freien.

Die Pumpen schweigen. Erschöpft läßt der Beherzteste ab und taumelt willenlos zu Boden. Der Capitain, überall gegenwärtig, kommt von der Back, wo er vergebens nach Hülfe spähte und eilt nach dem Halbdeck, wo auch Alles verloren ist. Lorenz fliegt ihm entgegen, packt ihn mit beiden Händen an die Schulter und sieht ihm starr in das Gesicht, laut aufschreiend: „Coffin heißt Sarg!"

Der Capitain sucht sich vergebens loszumachen. Lorenz fährt fort:

„Der Sarg gehört in die Tiefe. Hinunter mit ihm!"

„Entsetzlicher!" ruft der Capitain aus tiefer Brust und ringt mit dem Tollen, von dessen eisernen Fingern er sich endlich befreit.

„Dein Sarg zu den andern Särgen! Zu ihrem Sarg!" schreit er nochmals laut auf und blickt dem Capitain stier in die Augen:

„Zu ihr, die Du mir stahlst und die Du auch nicht bekommen hast."

„Greift ihn!" ruft der Capitain. Vergebens. Keiner hört ihn. Lorenz schwingt sich auf den Reiling und blickt triumphirend um sich. Er spricht unaufhaltsam, aber in dem wilden Toben ist er nicht zu verstehen.

Unfern von der Cambüse bricht das Deck an einer Stelle zusammen. Die Flammen wirbeln auf und ergreifen das Takelwerk des großen Mastes. In das Stagsegel setzen sich die ersten Funken fest und bald fliegt dasselbe in einzelnen glimmenden Fetzen durch die Luft.

Auch dem Muthigsten schwindet jetzt jede Hoffnung. Nur ein Gedanke ist noch lebendig. Das Schiff ist nicht mehr zu retten; aber die Mannschaft kann geborgen werden.

„An die Böte!"

Einer ruft es, aber Alle springen zu, voll Erstaunen, daß sie nicht daran dachten. Das Tau- und Segelwerk des großen Mastes stehen in Flammen, aber die mächtige Gientakel mit den eisernen Blöcken muß noch halten, bis das schwere Werk geschehen ist. Erst kommt die Schaluppe, dann das unter ihr stehende Langboot. Die erste geht über dem Backbords-, das letztere über dem Steuerbords-Reiling.

Auch die Heckjolle wird gestrichen. Sie wird für den Capitain und seine Officiere aufgespart, die erst in dem letzten entscheidenden Augenblicke das Schiff verlassen. Die See ist still. Sie sieht dem furchtbaren Schauspiele thatenlos zu. Nur die leichte Passat-

Brise rührt zu Zeiten neckend die Flammen an und wirbelt eine dichte Säule von Rauch und Funken empor.

Der Bootsmann führt das Steuer im Langboot. In der großen Schaluppe befiehlt der Schiemann. Alle haben sich geborgen und kräftige Ruderschläge treiben sie weit von dem seinem Verhängniß verfallenen Schiffe. Nur die drei Officiere sind noch am Bord und die Ruderer in der Heckjolle harren in Todesangst.

„Jetzt haben wir das Feuer zu Häupten. Der Besanmast brennt!“ sagt der erste Steuermann.

„Das ganze Want des Fockmastes steht in Gluth,“ fällt ihm der zweite Steuermann in die Rede.

„Es ist vorbei!“ spricht der Capitain mit dumpfem Ton. „Wir thaten unsere Schuldigkeit und können scheiden.“

Die Officiere entern über das Heck weg und die Jolle, die sogleich mit ihnen abstößt, fliegt davon. Die drei Böte des „Coffin“ schwimmen nach drei Richtungen über die Fläche des Oceans hin. Ihre Mannschaften werfen einen wehmüthigen Scheideblick auf das eben verlassene Schiff, das von oben bis unten in hellen Flammen steht.

Lorenz ist längs dem Reiling gelaufen. Er steht

in der Mitte des Hackbords, von sprühenden Funken umwallt. Die Officiere in der Jolle wenden sich schaudernd ab.

Es kracht und berstet. Man vernimmt einen dumpfen Knall. Der Capitain bebt zusammen:

„Das Feuer sprengt die Pulverkammer. Vorbei für immer!“

Und in demselben Augenblicke wiederholt sich der Knall hundertfach stärker. Der ganze Rumpf schwankt. Die glühenden Maste fallen nach rechts und links über Bord. Das Deck hebt sich und in tausend und aber tausend Splittern fliegt der ganze Oberbau der Fregatte himmelwärts. Noch einmal leuchtet die feurige Gluth geisterhaft über den Ocean; noch einmal prasselt es auf in dem geschwärzten Rumpf, der wie ein ausgebrannter Krater willenlos forttreibt. Dann ist es still und dunkle Nacht lagert auf dem weiten Spiegel der See.

Aber, als hätte der Himmel Erbarmen mit den Heimathlosen, die nach drei Richtungen hin über den Ocean schwimmen, tritt aus dem Nachtgewölk der volle Mond und senkt sein magisches Licht als einen tröstenden Freund auf die Irrfahrer herab.

II.

Ein Schlafbaas.

Der Schlafbaas ist der Herbergsvater der Matrosen. In einer der Seitenstraßen, die von dem Hafendamm auslaufen, steht sein bescheidenes Haus. Gewöhnlich ist es im holländischen Styl gebaut. Die kleinen Fensterscheiben sind hell-durchsichtig. Die Rahmen, welche sie halten, so wie die Thür sind lichtgrün und die Klinke an letzterer ist von schimmerndem Metall. An jeder Seite der Thürschwelle ist ein Fußkratzer und jenseits derselben liegt eine breite Matte. Sie ist ein Geflecht von Tauendchen, das kunstreiche Werk eines Seemanns, der hier gewöhnlich seine Herberge nimmt. Wie der Storch, wenn er im Herbste scheidet, in dem Neste eine Feder, oder ein Ei als Gastgeschenk zurückläßt, fügt der Matrose, der mit dem Frühjahr auf das blaue Wasser hinausschwimmt, seiner

Zeche noch eine besondere Gabe bei, die er mit kunstfertiger Hand schuf.

Der Flur ist blendend weiß. Die hohen Schränke an den Wänden umschließen einen reichen Vorrath an Wäsche, so wie die Sonntagskleider der auf fernen Reisen befindlichen Matrosen. Diese Vorsicht wird nur von Solchen beobachtet, die außerhalb Landes keinen Heller ausgeben, um das Ersparte nachher desto schneller daheim an den Mann zu bringen. Anderes Volk, das unter allen Breiten gleich nach dem Anfange auch bei dem Ende anlangt, hat überall keinen Sonntagsstaat, weder zum Daheimlassen, noch zum Mitnehmen. Am Ende des Flurs führt eine Treppe hinauf zu den einzelnen Kammern der Mannschaften, die, einander bei der Ankunft oder Abfahrt ablösend, hier einkehren. An der rechten Seite dieser Treppe liegt die Küche. An der linken, vor der abgeschlossenen Wohnung des Hausherrn, ist die allgemeine Gaststube. Auf diesem Platze entwickelt sich das eigentliche Leben des Hauses. Alle andern Räume sind nur solche, wo sich die Personen sammeln, die nach und nach auf dem Schauplatze erscheinen, wo die Handlung erst mit der beginnenden Nacht unterbrochen wird, um am andern Morgen früh wieder anzufangen.

Der Schlafbaas übt eine strenge Herrschaft über die Gäste seines Hauses aus. Dafür ist er der Baas, das ist: Der Herr und Meister. Er kennt eines jeden Mannes Thun und Treiben, sein Tichten und sein Trachten. Er ist früher selbst Seemann gewesen und bekleidete am Bord zuletzt den Posten eines Deckofficiers. Schon darum fehlt der Respekt nicht; denn der Matrose greift, ohne es zu wissen, an die Mütze, wenn er einem Bootsmann begegnet, mit dem er früher einmal eine Reise machte. Jetzt hat der frühere Deckofficier sich hier vor Anker gebracht und übt eine fast väterliche Gewalt über seine Pflegebefohlenen aus. Er steht im reifsten Mannesalter. Das gute Leben am Lande hat ihn zwar etwas verweichlicht, aber man sieht doch auf den ersten Blick, daß Niemand sich unterstehen darf, das Glas auszutrinken und ihm die Neige zu lassen, wenn er es nicht haben will. Seine Tracht ist zwar seemännisch, aber unwillkürlich hat er auch einige Landgewohnheiten angenommen und zu der runden blauen Jacke tritt die weiße Zipfelmütze in ein eigenthümliches Verhältniß. So herausgeputzt, die kurze Thonpfeife nachlässig zwischen den Zähnen, die Füße in bequeme Pantoffeln gesteckt, ist er des Morgens der Erste in der Gaststube.

Diese Gaststube hat in der Regel vier einfache, weiße Wände. Zwei hölzerne, braunroth angestrichene Bänke laufen längs derselben hin. Zwei Tische von gleichem Anstrich stehen davor. Einige Stühle von demselben Material ergänzen die einfachen Bequemlichkeiten. Auf jedem der beiden Tische steht eine gefüllte Tabacksdose und daneben ein hellschimmerndes Messingbecken mit der glimmenden Torfkohle, woran das Volk sich mit niederländischem Behagen die Pfeife anbrennt. Zwischen den beiden Fenstern hängt ein langer, schmaler Spiegel, von oben bis unten mit bunten Vogelfedern aus allen Hemisphären, mit Muscheln und Korallen eingerahmt. Unter der Decke schwebt das völlig aufgetakelte Modell eines Schiffes — hier Dreimaster, dort Brigg — womit der Baas seine Hauptreisen gemacht hat. Daneben ein Paar mächtige Straußeneier, ein langgestreckter ausgestopfter Fisch, den er selbst harpunirt haben will, und ist er früher gar Steuermann gewesen, vollendet ein Compas die Garnitur der Decke. Im Hintergrunde, dem Spiegel gegenüber, steht ein Möbel, halb Schrank, halb Tisch, von unaussprechbaren Formen, welches hier die Stelle des Büffets vertritt. Es ist Alles darauf und darin zu finden, was eines

Seemannes Herz begehrt, und eben so unerschöpflich als die Tasche des kleinen grauen Mannes, dem Peter Schlemiehl seinen Schatten verhandelt. Ein Kranz von vollen Flaschen der verschiedensten Füllung krönt das mittlere Gesimse und daneben hängt eine Schiefertafel mit dem Namen der säumigen Zahler. Sie ist sehr voll. Den Schluß der Ausstattung dieser Gaststube macht eine hellschlagende Wanduhr in einem nußbraunen Gehäuse. Ueber dem Zifferblatt schwebt ein Schiff mit vollen Segeln auf der Spitze einer rollenden Welle, die nach dem Takte des Perpendikels auf- und niedertanzt. An den Wänden sind einige buntgefärbte Holzschnitte geklebt: Lord Nelson im grellblauen Rock, ein mächtiges Pflaster auf dem linken Auge. Daneben ein Bild voll Dampf und Feuer, vorstellend die Ruiterschlacht auf Doggersbank, und nahe der Thür der Kalender und die Tabelle der Ebbe und Fluth.

Der Herr und Meister dieses Hauses, geheißen zum Dreidecker, obgleich es mit genauer Noth zwei Stockwerke zählt, ist noch aus der alten Schule. Unter dem Treppenstuhl hängt eine metallene Schiffsglocke. Früh mit dem Schlage sechs rückt der Baas die Zipfelmütze zurecht; er beginnt zu läuten und mit dem letzten Schlage ruft er: „Habt Ihr es gehört?"

„Allstunds!" schreit es von oben herunter und alles Volk fliegt aus Betten und Hängematten. Zehn Minuten später erscheint die Frau mit dem weitbauchigen, blankgescheuerten Kupferkessel voll Kaffee. Sie ordnet die Tassen und setzt einen Korb mit Semmeln daneben. Als Reserve liegt ein riesiges Schwarzbrod an dem einen Ende der Tafel.

Der Baas sitzt oben an; er läßt es sich nicht nehmen. Sind unter den Gästen des Hauses ein Bootsmann oder andere Deckofficiere, so sitzen sie ihm zur Linken und Rechten. Sonst rücken die am längsten Wohnenden immer höher hinauf und nur etwaige Schiffsjungen bleiben am untersten Ende. Dort sitzt auch die Hausfrau. Die „Jungens" müssen ihr manche Handdienste leisten, aber sie bekommen auch dafür reichlichere Sahne in den Kaffee und ihre Semmel wird stets mit besonderer Sorgfalt gestrichen. Die Alte hat keine Kinder und darum sieht sie diese lebenslustigen Buben stets als die ihrigen an, welche sie gutes Muthes auf die See hinausschickt, wenn die Zeit da ist. Es kommen bald Andere, welche sie abwechselnd knuffen und verhätscheln kann.

Nach dem Frühstück stäuben Alle auseinander, wohin Neigung und Nothwendigkeit sie führen. Einige

rücken zusammen. Sie wickeln ein anmuthiges Gespinnst von ihrer letzten Reise ab und bei der tiefen Ebbe in der Kasse sehnen sie sich nach einer neuen Fahrt. Bei diesen letzten Erörterungen werfen sie bedeutungsvolle Blicke auf den Baas, der aber gar nicht thut, als bemerke er es, sondern seiner Frau Geld zuzählt, die zum Marktgehen gerüstet ist, zwei Jungens mit mächtigen Henkelkörben hinter sich.

Wenn die Blicke, welche die Matrosen auf den Baas heften, nicht zünden wollen, nehmen sie zu einem bedeutungsvollen „Hm! Hm!" ihre Zuflucht. Der Baas ist nicht blos ihr Wirth, der ihnen gegen Bezahlung Obdach und Brod giebt, er sorgt auch dafür, daß sie Gelegenheit bekommen, Brod und Obdach bezahlen zu können. Zwischen den Capitainen, die Leute für ihre Schiffe suchen, und den Matrosen, die eine Heuer wünschen, macht er die Mittelsperson. Der Baas zum Dreidecker hat bei der Capitainschaft großen Credit. Man weiß es, daß er nicht nur alles Seevolk kennt, sondern auch, daß er nur ordentliche Leute um sich duldet. Windiges Volk, das oben aus und nirgends an ist, leidet er nicht lange in seinem Kielwasser und heißt es einen andern Cours steuern. Darum verkehren die Schiffsführer gern in seinem Hause, wie

eben jener Mann mit dem wettergebräunten Gesicht und dem Panamahut auf dem Kopfe, der grüßend eintritt:

„Guten Morgen, Baas!“

Der Baas rückt die weiße Zipfelmütze zum Gruße und fragt langsam:

„Port oder Madeira?“

„Was Er mit gutem Gewissen als das beste ausschenken kann. Und höre Er — Feuer für meine Cigarre!“

Der Baas bringt den Wein, rückt das Kohlenbecken daneben, sieht mißtrauisch auf die neumodische Cigarre und frägt trocken:

„Noch etwas gefällig?“

„Ich brauche noch einiges Volk. Kann Er es stellen?“

Die Matrosen an der Tischecke machen Miene, sich zu erheben. Aber ein ernster Blick des Baas, der sich zu dem Capitain wendet, scheucht sie zurück.

„Denke wohl. Habe da drei oder vier junge Gasten, die schon acht Tage am Lande sind, aber sich nicht sonderlich schicken wollen. Thut ihnen gut, wenn sie wieder an Bord kommen.“

„Und jene Leute?“

„Die sind nicht für Ihn, Capitain. Leute vom alten Schnitt. Haben nur auf Kuffen und Galioten gefahren. Steuern noch mit der Taille und nicht mit dem neumodischen Steuerrad. Er würde nichts als Aerger mit ihnen haben. Verlaß Er sich auf mich; ich schicke Ihm Leute, wie Er sie braucht.“

Der Capitain ist zufrieden und geht. Der Baas aber sagt zu den Männern, die ihn mit Vorwürfen überhäufen:

„Was wollt Ihr mit Euren dicken Beinen auf einem Schiffe, das Ober-Bramsegel und einen fliegenden Klüver führt? Für Euch ist eine andere Gelegenheit da. Das Kuffschiff „Angreta“ liegt auf Bilbao an und ich habe es durchgesetzt, daß Ihr eine Stelle in' seinem Roof kriegt. Habe ich es nun recht gemacht?“

Die alten Bursche jauchzen auf und der Baas spricht freundlich:

„So geht nur gleich an Bord. Der Capitain weiß schon Bescheid. Ich glaube, Ihr könnt gleich da bleiben und braucht nicht länger am Lande zu zehren. Nach meinem Buche hat Jeder von Euch noch sechszehn Thaler bei mir zu gut. Kommen die Ersparnisse der jetzigen Reise dazu, könnt Ihr im Nothfall den

nächsten Winter sorgenfrei am Lande bleiben. Nun, Anker auf!"

Der Baas geht in seine Stube und nimmt das Rechnungsbuch vor, das ihn ernstlich beschäftigt. Aber noch ehe er zu Ende ist, wird es im Gastzimmer lebendig. Er tritt heraus und sagt zu den lauten Gesellen, die das Mögliche thaten, sich flott zu machen und doch trockne Kehlen haben:

„Für Euch wird heute zum letzten Male bei mir aufgeschüsselt. Euer Guthaben ist aufgezehrt und Ihr steht mehr oder minder hoch bei mir angekreidet. Ich borge nicht weiter. Damit Ihr aber als ehrliche Jungens Euch forthelft, sollt Ihr bei dem Panamafahrer an Bord gehen. Ich habe es für Euch ausgemacht und bei'm Anmunstern behält der Capitain Euere erste Monatsheuer für mich ein. So ist Allen geholfen."

Den flotten Gasten ist das nicht recht; aber sie müssen sich fügen, denn Wem der Baas zum Dreidecker den Credit kündigt, der findet nicht leicht mit leeren Händen ein anderes Unterkommen, es sei denn in verrufenen Häusern. Sie schwatzen noch vieles durcheinander und versprechen dann, willig an Bord zu gehen, wenn der Baas ihnen noch einen frohen Tag gönnen will. Brummend reicht er Jedem einen

Thaler hin und schickt sich an, ihnen eine Strafpredigt in den Kauf zu geben. Aber sie eilen lachend hinaus und werfen die Thür hinter sich zu, so heftig, daß die Bussole unter der Decke schwankt und der ausgestopfte Fisch sich dreht, als fürchte er die Harpune.

Ein junger Seemann mit nichtssagendem Gesicht und mit beiden Händen in den Taschen, der kurz zuvor eintrat, sagt langsam:

„Aergere Er sich nicht. Solches Volk kommt doch in seiner Lüderlichkeit um und es ist auch nichts daran gelegen. Wer kann daran seine Freude haben und wie können die Officiere sich auf sie verlassen?"

Der Baas sieht den Prediger in der Blaujacke von oben bis unten an und entgegnet trocken:

„Von Allen, die bei mir verkehren, bist Du mir am meisten zuwider und wenn Du mir den Gefallen thust und ausziehst, will ich Deine Rechnung durchstreichen. Ich kann die Schwalker nicht leiden, die nicht ruhn, bis sie den letzten Schilling durchgebracht haben; allein, wenn Eins sein muß, eher lüderliches Volk als solche, die bei jungen Jahren schon Kopfhänger und Pastoren sind. Halte Du Deine Predigten, wo Du sonst willst; bei mir kommst Du schlecht damit an, denn ich weiß, daß Du den lieben Gott

und Deinen Capitain betrügst, wie Du mich betrügen würdest, wenn ich Dir nicht zu klug wäre."

Mit diesen Worten stülpt er den breitkrämpigen Hut auf den Kopf, läßt den Verblüfften stehen und geht seinen Geschäften nach. Es ist ganz leer in der Gaststube zum Dreidecker. Nichts regt sich und nur der Segler auf der Wanduhr macht fort und fort die schwersten Anstrengungen, von der Stelle zu kommen.

Vor dem Schlage zwölf steht der Baas neben der Flurtreppe und greift nach dem Glockenstrang. Seine Frau winkt ihm von der Küche aus und das einförmige Geläut ruft die Bewohner des Hauses an den reichlich besetzten Tisch. Als Alle versammelt sind, zieht der Baas die Mütze. Mit gefaltenen Händen spricht er das Gebet und während er es thut, ist es so still in der Stube, daß man das Summen einer Mücke hören kann.

Die Tischgasten des Dreideckers halten etwas auf ein fleißiges Tagewerk. In kurzer Zeit ist bis zum Kielraum gelöscht, das heißt, die bis zum Rande gefüllten Schüsseln wurden leer. Der Baas steht auf und holt eine volle Flasche. Er ruft wohlgemuth: „Alle Mann! Besahnschoot an!" und füllt sein Glas bis zum Rande, worauf er die Flasche weiter giebt. Der

Ausruf: „Besahnschoot an!“ der im Seemannsleben die Grogzeit bedeutet, bringt neues Leben in die Versammlung. Sie schieben die Teller zusammen, um freien Raum für das Trinken zu bekommen und im Weitergeben der Flasche weiß Jeder eine Schnurre zu erzählen, die hier oder dort, unlängst oder vor vielen Jahren bei irgend einem Umtrunk in irgend einer Kajüte vorgefallen ist. Sie sitzen schon eine Stunde lang und würden noch länger sitzen, aber — draußen schmettert eine Trompete. Drei Kerle auf magern Gäulen blasen so laut, als ihre Lungen es zulassen. Ihnen folgen zwei Stuhlwagen, vollgepfropft mit Seeleuten. Von dem Kutschersitze flattert die Flagge des Schiffes. Dahin geht es im sausenden Galopp. Das kann ein Matrose nicht gleichgültig vorüberlassen und darum ist die Tischgesellschaft des Dreideckers in einer Minute auf der Straße, um mit Geschrei und Gesang den Lermen noch zu vermehren.

„Laßt 'nen halben Strich anlufen und werft 'n Tauende für 'n Passagierboot aus!“ ruft Einer dem Kutscher des letzten Wagens zu und meint damit, er solle seitwärts fahren, damit er sich gemächlich aufsetzen könne. Die flotte Mannschaft erkennt einen ihrer flottesten Genossen und sucht dem Kutscher die

seemännische Ordre durch einige Rippenstöße zu verdeutlichen. Dieser reißt im vollen Aerger laut schimpfend die Zügel zurück; die Pferde springen seitwärts, der Wagen stürzt um und die Matrosen kollern auf das Pflaster. Der Lermen verdreifacht, der Menschenknäuel verdichtet sich.

Der Baas geht hastig in der Stube auf und ab. Er schiebt die Zipfelmütze ärgerlich von einem Ohr auf das andere, weil solcher Auftritt in der Nähe seines ruhigen, ehrbaren Hauses stattfindet. Er bemerkt in seinem Verdrusse nicht, daß ein Junge eingetreten ist, dessen vor Freude glänzendes Gesicht von der Seeluft bereits einen leichten bräunlichen Teint angenommen hat.

„Was willst Du hier?“ fährt der Baas in seinem Aerger den Jungen an, als dieser sich ihm endlich mitten in den Weg stellt.

„Das ist lustig, daß Ihr mich nicht kennt!“ lachte der Junge. „Jetzt sieht man es, wie der Mensch sich verändert, wenn er eine westindische Reise thut. Sieht Er denn nicht, Baas, daß ich Seines frühern Backsmaaten kleiner Hannes bin, den er mit Capitain Classen nach der Havannah schickte?“

„Sollte es Einer denken!“ entgegnete der Baas,

der seinen Gleichmuth wiedergefunden hatte. „Du bist ein strammer Kerl geworden, vor dem man seine Mütze ziehen und zu ihm sagen muß: Willkommen binnen und nehme Er sich eine Pfeife. Soll es Wein oder Grog sein?"

„Ein Butterbrod möchte ich essen, aber das hole ich mir schon aus der Küche!" sagte der Junge. „Ich bin vom Bord gleich zuerst hierher gekommen, um Ihm zu danken, daß Er mir einen so guten Capitain verschaffte, bei dem ich etwas Rechtschaffenes gelernt habe und der immer gut mit mir war. Auf der nächsten Reise nimmt er mich wieder mit; diesmal als Leichtmatrose. Ich verdiene es, sagte er."

„Bist ein guter Junge," meinte der Baas freundlich. „Du bist, wie Dein Vater seiner Zeit war. Hast Deine alte Mutter in Ehren gehalten und das bringt Segen. Was macht sie?"

„Gehe jetzt erst zu ihr. Erst mußte ich Ihm für alles Gute danken, was Er an mir gethan. Und dann wollte ich —"

Er hielt inne und steckte, etwas verlegen, die Hände in die Tasche.

„Nun, was wolltest Du? Heraus mit der Sprache!"

„Mein Capitain ist so gut gewesen und hat mir mein Geld schon jetzt gegeben. Vor der Reise habe ich lange Zeit bei Ihm gegessen und getrunken. Ich bin gehalten, wie das Kind vom Hause, damit ich meiner armen Mutter nicht zur Last fallen sollte. Und zu meiner Ausrüstung hat Er auch Sein Geld hergegeben, daß ich gern wieder bezahlen möchte."

Mit diesen Worten zählte er zehn spanische Thaler auf den Tisch: „Die habe ich verdient."

Der Baas sah das Geld und den Jungen an und fragte ernsthaft: „Ist das Alles?"

„Nein, Baas. Ich habe noch zehn. Aber die möchte ich gern behalten, wenn es Ihm recht ist."

„Warum? Wozu?"

„Meine Mutter soll sie haben. Sie freut sich gewiß darüber, denn es ist das Erste, was ich ihr in's Haus bringe. Er wartet wohl mit dem Rest bis zur nächsten Reise?"

Der Baas nahm die Geldstücke einzeln vom Tische, steckte sie dem Jungen in die Tasche und sagte, ihm die Hand auflegend:

„Wenn Du Deine Thaler der Mutter bringst, dann lege diese dazu von meinetwegen. Du bist mir nichts mehr schuldig. Was ich für Dich that, geschah

um Deines Vaters willen. Hoffe, Du wirst ihm keine Schande machen, wenn Du groß bist und nicht auf beflaggten Stuhlwagen durch die Straßen trompeten. Geh nun zu der Mutter und grüße sie von mir. Vorher aber laufe in die Küche und sage meiner Alten einen guten Tag. Sonntag kommst Du bei uns essen."

Hannes sprang fort und es blieb innerhalb der Planken des Dreideckers ruhig bis zum Abend. Dann ward es allmählich auf dem alten Schauplatz wieder lebendig. Ein stattlicher Brasilienfahrer hatte binnen geholt und seine Mannschaft strömte an's Land. Ihm folgte ein gemüthlicher Holländer und diesem eine jener Briggs, deren weiße Segel und hausväterliche Capitaine in jenen Tagen zu sagen schienen, daß sie zu den deutschen Schiffen gehörten, die jährlich eine Reise nach Cadix, Malaga oder Messina machten und die übrige Zeit des Jahres dazu anwandten, neuen Lack und frische Farbe auf ihre Lang- und Rundhölzer und sich selbst in einen guten Winterhafen vor Anker zu bringen. Auf allen dreien dieser Schiffe sind ein Paar muntere Jungens, die entweder zur Hausgenossenschaft des Baas vom Dreidecker gehören, oder doch dort zu verkehren pflegen. Sie stellen sich ein und ein reges Leben beginnt.

Am Fenster, unter dem Spiegel, zu dessen Rahmen drei Welttheile steuerten, sitzt die Hausfrau. Den ganzen Tag ist sie draußen mit der Wirthschaft beschäftigt; aber sobald Abends die großen Messingdrahtleuchter mit den langen Talglichtern auf den Tisch gestellt werden, kommt sie, sammt dem großen Spinnrade, das nun harmlos in das wirre Geräusch hinein summt. Sonntags tritt zur Abwechslung an dessen Stelle ein schneeweißer Strickstrumpf. Emsig spinnend sieht sie mit zufriedenen Blicken umher; hat bald ein freundliches Wort für diesen, bald für jenen; erbietet sich, dem jungen Volke ihre Einkäufe zu besorgen, damit sie nicht betrogen werden; verspricht dem Einen, der kaum aus See zurück ist, ihm nächsten Tages sein Lieblingsessen zu kochen und steckt einem Andern heimlich ein Briefchen zu mit den Worten: „Das kommt von Seinem Schatz.“

Jetzt nähert sich ihr einer der Holländer. Aus einem schweren Korbe, den er heranschleppt — ein Geräth, das sich in eines Matrosen Hand possirlich ausnimmt — holt er ein Paar ächte Eidammer, kugelrund wie die Erde und am obern Ende etwas platt gedrückt, wie diese. Daneben stellt er einen hochbordigen Henkeltopf mit Butter, so goldgelb und duftig, wie sie eben

nur aus einer Holländerei hervorgehen kann, und bittet die Frau mit wenigen Worten, diesen Beitrag zur Haushaltung von ihm anzunehmen.

Ihr Gesicht ist ganz Sonnenschein. Sie schickt sich zu einer langen Erwiederung an; aber der Baas klopft dem Holländer mit der Hand auf die Schulter, sagt zutraulich: „Vielen Dank, Mann!“ und damit ist das Geschäft abgethan.

Ein hell auflachender Bootsmannsmaat hat Anstalt zu einer Bowle Punsch getroffen, die er mit seiner Backmannschaft leeren will, und holt jetzt aus einem saubern Fäßchen eine Kelle voll duftender Tamarinden, womit er das Getränk für den Seemanns-Gaumen unwiderstehlich zu machen denkt. Verächtlich sieht einer der Brasilianer auf dies mäßige westindische Gebräu. Aus den beiden Taschen seiner Rundjacke schauen zwei mächtige Ananas heraus, die er sauber zu schälen beginnt und mit feurigem Weine beträufelt.

„Halb Part, Bruder Brasilier!“ sagt einer der deutschen Decksgasten, der die Gaben der Mittellandsseeküsten mit sich führt und auf einer flachen, runden Schüssel eine Riesenpyramide von Apfelsinen, Feigen und andern Früchten aufbaut, so duftig, so verlockend, daß sie selbst das Summen des Spinnrades verstummen

macht und viele Hände sich verlangend darnach ausstrecken. Ein Chilifahrer, in der luftigen Tracht der Heimath, knöpft langsam die darüber gezogene Monkeyjacke auf, und, begleitet von seinem lauten Gelächter, springt aus derselben ein Affe mit einem Satze auf den langen Tisch, mit einem zweiten auf die Fruchtpyramide, welche er grausam zu zerstören beginnt.

Hei! Welcher Lärm! Geschrei, Gestampf, allgemeine Jagd! Das gehetzte Thier fliegt von einer Ecke in die andere, wirft Gläser und Flaschen um und macht sogar eine drohende Wendung nach dem Spinnrade der Frau Baas. Mit Windeseile klettert er an dem Spiegelrahmen aufwärts und ist mit einem kühnen Sprunge auf dem Rücken des ausgestopften Fisches, der so heftig hin und her zu schwanken beginnt, daß er sich einbildet, wieder auf hoher See zu sein und die Harpune des Bootsmanns nochmals in seinem Rücken fühlt. Nur sehr allmählich und nicht ohne dringende Ermahnungen der Frau, nicht ohne einige herzhafte Flüche des strengen Herrn wird die Ruhe wieder hergestellt, der Affe durch List eingefangen und der Chilifahrer mit einem ernsten Verweise entlassen.

Ein gemeinsames Mahl wird Abends nicht gehalten, denn der Matrose am Lande bindet sich nach

Sonnen-Untergang an keine feste Stunde. Damit aber die vielen einzelnen Mahlzeiten, die nach Lust und Laune an einem abgesonderten Tisch gehalten werden, ungestört vor sich gehen können, bringt die Frau Baas ihr Spinnrad bei Seite, trägt die erworbenen Geschenke in die Speisekammer und läßt das Feuer auf dem Heerde lustig prasseln. Vielfache Gruppen bilden sich. Man ißt und trinkt, man raucht und lacht und singt. Alle sind lustig und guter Dinge. Der Baas geht von Einem zum Andern. Er hört Alles und bekrittelt das Meiste. An Jeden findet er außerordentlich viel zu bessern. Der ist ihm zu vorlaut, der zu schweigsam, der zu verschwenderisch, der zu knickerig und der Beste immer noch unvollkommen genug. Er hält sich für den gebornen Vormund alles Seevolks, das über seine Schwelle schreitet, und das Wunderbarste ist, daß er auch von ihnen dafür gehalten wird.. Sie können es kaum erwarten, bis er ihnen seine Meinung sagt, und wenn er sie etwas thun heißt, was ihren Ansichten zuwider ist, so widersprechen sie zwar, aber es geschieht hinterher doch. Um aber eine solche Gewalt über eine Rotte Matrosen zu üben, die der Wind von allen Meeren hier zusammen wehte, bedarf es eines Mannes, wie der Baas vom Dreidecker ist.

Eben jetzt sieht er nach der Uhr. Das Schiff auf der schwebenden Welle darüber macht gerade eine besondere Kraftanstrengung. Es schlägt zehn und der Baas, der spätere Gäste nicht duldet, rasselt mit dem Hausschlüssel. Zögernd brechen diejenigen auf, die nicht hier wohnen, und hinter dem Letzten schließt er die Thür ab. Die Frau und die Magd haben die Tische abgeräumt. Der Baas öffnet die Thür seines Wohngemachs und Alle treten mit ihm ein. Er nimmt das Gebetbuch von dem Simms und liest den Abendsegen; dann spricht er das Vater-Unser, giebt Jedem besonders die Hand und wünscht Allen eine wohlschlafende Nacht.

Noch zehn Minuten später und es herrscht eine Grabesstille zwischen den Planken des Dreideckers.

III.

Karsten Tiedenbringer.

Das Auge des Seemannes folgt mit Theilnahme dem Zuge der Wellen. Er berechnet, wenn das schaumbesäete Haupt, das jetzt an der Küste von Indien sich aus der Tiefe emporhebt, an der Düne von Helgoland zerschellen wird. Aber er blickt mit derselben Lust auf den Zug der Menschenwelle, die an dem Strande auf- und abfluthet. Auf dem Wege zu dem granitnen Bollwerk, wo die transatlantischen Dreimaster ihre Hauptstation haben, greife ich frisch in das volle, kräftig an mir vorüberströmende Leben hinein.

Gieb mir die Hand, ehrlicher Karsten. Du bist meine älteste Jugend-Erinnerung, die mir Entzücken und Furcht zugleich einflößte. Ich sehe Dich noch heute vor mir, wie Du auf der großen Diehle des väterlichen Hauses erschienst und mit gezogenem Hute die Worte

sprachst: „Der junge Johann ist glücklich binnen!“ Und als ob dieser frohen Kunde, mit welcher der Mann dem Weibe, der Vater den Kindern wiedergegeben ward, überall ein lauter Jubel ausbrach, runzeltest Du die Stirn und die Hand emporhebend, sagtest Du mahnend: „Denkt erst an Den da oben.“

Welche Art von Seemann uns auch entgegentritt, es wird immer ihrer mehrere geben, seien es Capitaine oder Deckläufer. Diesen Karsten gab es nur einmal; weder vor ihm, noch nach ihm hatte man seines Gleichen.

Als ich ihn zuerst sah, mochte er sechszig Jahre zählen. Seine Gestalt war untersetzt. Er trug allezeit hohe Wasserstiefeln. Da er es stets eilig hatte, kümmerte es ihn nicht, ob zwischen dem Boote und dem Lande noch einige Fuß Raum waren; er watete frisch durch. Eine blaue Friesjacke umschloß den Leib. Wie alle damaligen Seeleute hatte er einen schwarzlackirten Lederhut. Er setzte ihn aber nie auf den Kopf, sondern ließ das weißschimmernde Lockenhaar frei im Winde flattern. Der Hut in der Linken, das buntgewürfelte Seidentuch in der Rechten, gaben ihm stets das Ansehn eines Mannes, der es gerade so eilig hatte, als sein Gewerbe es mit sich brachte.

Sein Name war eigentlich Karsten Prehn, aber es gab nur wenige, die das wußten. Jedermann nannte ihn Karsten Tiedenbringer, denn er brachte mit der Tide von der See herauf die ersten und sichersten Nachrichten dahin, wo sie erwartet wurden. Was nach und nach die Schnelljachten, Schraubendampfer und Telegraphen geworden sind, das war damals Karsten Tiedenbringer in eigener Person. Er kannte nicht nur die Schiffe, sondern auch ihre Capitaine und Steuerleute; den Rheder, der sie bauen ließ, und den Befrachter, der seine Waaren am Bord hatte. Er wußte nicht nur die Thür des Comptoirs zu finden, wo man sehnsüchtig auf Nachrichten wartete, sondern auch die Behausungen der Officiers- und Matrosenfrauen. Er kannte sogar die kleine Hofwohnung, wo die Großmutter des elternlosen Schiffsjungen am Spinnrade nickte.

Jene lichtbraune, getheerte Deckjolle mit dem breiten Sprütsegel und der ausgestützten Fock, die mit der einsetzenden Fluth heranbraust, ist die seinige. Weit hinter deren Kielwasser bleibt der große Dreimaster zurück, der tief genug geht und langsam genug segelt, um erst am späten Abend an die Stadt kommen zu können.

„Wohlgethan!“ sagt Karsten Tiedenbringer, läßt die Segelschoote fahren und zieht die Pinne des Steuers aus. „Macht die Jolle gut fest, Jungens.“

Mit den Worten springt er aus der Jolle in den Strom und steigt fortwatend aus dem Strom an das Land. Er geht, unbekümmert um das, was sich um ihn her begiebt, den geradesten Weg mitten in das Gewinde der Straßen hinein, dem stattlichen Comptoir zu.

Welches Anliegen auch ein Mann habe, der in die geheime Werkstatt eines großen Handelsherrn zu treten begehrt, es dauert einige Zeit, bis er zu diesem selbst gelangt. Nur Karsten Tiedenbringer hat das Recht, sich ohne Umstände an ihn selbst zu wenden. Er thut es, indem er das Gitter öffnet, welches den Platz des Prinzipals von dem der Comptoirleute trennt und den Kopf zwischendurch steckend, sagt er:

„Die gute Hoffnung ist binnen.“

„Weiß Er es auch gewiß?“

„War selbst am Bord. Das Schiff kommt noch heute Abend an die Stadt und morgen früh ist der Capitain bei Zeiten im Comptoir.“

Der Kaufmann nickt beifällig und beugt sich etwas vor:

„Havarie oder Krankheit am Bord?“

„Alles Takelwerk vierkant. Kein Tropfen Wasser bei der Pumpe und das Volk gesund und wählich, wie die Maus bei'm Speck.“

„Er soll bedankt sein,“ sagt der Handelsherr, ihn verabschiedend. Und Karsten Tiedenbringer geht ohne Umstände, wie er gekommen, denn er steht bei dem Comptoir in Jahrgehalt und gehört so gut zum Hause, wie der erste Buchhalter und der Kassirer.

In ihrer Stube sitzt die junge Capitainsfrau und tändelt mit der Kleinen, die auf ihrem Schooße spielt, während sie den beiden Knaben wehrt, welche sie lärmend umspringen. Das junge Mutterherz schlägt vor Freude und Besorgniß zu gleicher Zeit bei dem Anblick dieser überfröhlichen Knaben, die einen umgeworfenen Stuhl zu einer Fregatte umschaffen, um diese an der scharfen Ofenecke mit Mann und Maus zu Grunde gehen zu lassen. Sie tadelt das sündhafte Spiel, welches die Knaben treiben, während der Vater draußen in See ist, und bittet Gott in der Stille, er möge es sie nicht entgelten lassen.

Da öffnet sich die Thür und Karsten Tiedenbringer steckt den Kopf hindurch:

„Die gute Hoffnung ist binnen und Capitain Groß mit all' seinem Volke wohlauf.“

„Gott sei Dank!“ ruft die junge Frau und faltet unwillkührlich die Hände.

„Ja, Gott sei Dank! Der Capitain hat eine schwere Reise gehabt und wir können uns freuen, daß es so gut abgegangen ist. Es wird heute Abend nicht überall so frohe Gesichter geben. Hier kehrt das Glück und anderwärts das Unglück ein.“

„Vater kommt! Vater kommt!“ rufen die Knaben, ihn unterbrechend und tanzen um die Beine des Alten, der, sie von sich abwehrend, sagt:

„Beten ist besser, als schreien. Sagt die zehn Gebote her, oder das Vater-Unser, oder sonst etwas Geistliches, wie es sich da gehört, wo das Glück in das Haus kommt.“

Karsten Tiedenbringer sagt es sehr ernst und will gehen. Die junge Frau aber nimmt seine Hand und läßt einen blanken Thaler hineingleiten: „Sei Er nochmals bedankt für Seine Mühe. Nun soll Er auch ein gutes Glas Grog haben.“

Dieser Versuchung konnte er nicht widerstehen und indem er den gebotenen Labetrunk einschlürfte, sagte er schmunzelnd:

„Wenn Sie einen guten Bissen in der Küche hat,

stehe ich nicht dafür, daß Capitain Groß ihn heute Abend noch verzehrt."

Nun geht der Jubel erst recht los und die Jacke fester zusammen ziehend, die wirr durcheinander fallenden Locken zurückstreichend, entfernt sich Karsten Tiedenbringer, von den Fröhlichen unbemerkt, um seine Freudenbotschaft über eine neue Schwelle zu tragen.

Drei Stunden später biegt er in eine Straße ein, die nach dem Hofe führt, wo die Großmutter des elternlosen Deckläufers wohnt. Es sind seltsame Dinger, diese engen Straßen, welche man Höfe nennt, weil sie keinen Ausgang haben. Dem Fremden kaum auffindbar, ziehen sie sich zwischen zwei Häusern durch, so schmal und holperig, daß ein mäßig starker Mann sie nur mittelst besonderer Manöver doubliren kann. Karsten Tiedenbringer keucht und flucht abwechselnd während des Durchmarsches und steht dann inmitten einer schmalen Gasse einstöckiger Häuser, die der Besitzer des Vorderhauses seine Buden nennt. Mitten in dieser Gasse rauscht ein dichtbelaubter Baum voll Gesang und Sonnenschein. Er beschattet eine Welt von spielenden Kindern. Die ganze Schaar tobt hinter dem alten Karsten her, der strammen Schrittes in die letzte Bude tritt, um seine Botschaft zu verkünden.

Auf dem ärmlichen Bette liegt eine alte Frau, bleich und regungslos, gepflegt von einer barmherzigen Nachbarin. Karsten Tiedenbringer ist eingetreten:

„Habe an Mutter Gesche etwas zu bestellen von ihrem Sohnessohn. Kann sie es wohl hören?“

„Jetzt nicht,“ sagte die Nachbarin. „Ich glaube, es ist vorbei mit ihr.“

„Auch gut so. Bringe nichts Tröstliches. Der arme Junge fiel heute Morgen aus der Vormars.“

Die Sterbende zuckt zusammen und schlägt die Augen auf:

„Der kleine Gottfried ist hin?“

„Wenn Sie es doch gehört hat,“ entgegnete Karsten Tiedenbringer. „Er wird den morgenden Tag nicht mehr erleben.“

„Ach, Herrgott, so nimm mich in Gnaden zu Dir, damit der arme Junge in ein freundliches Gesicht sieht, wenn er oben ankommt.“

Sie schließt die Augen wieder und die Nachbarin sagt bald nachher:

„Mutter Gesche ist todt.“

Karsten Tiedenbringer legt den blanken Thaler, den die Capitainsfrau in seine Hand gleiten ließ, auf das Deckbett, spricht zur Nachbarin: „Laßt sie ordentlich

begraben" und geht hinaus. Mit der beginnenden Ebbe steigt er von dem Brückensteg in den Strom, von dem Strom über den Bord seiner Jolle und fliegt wieder seewärts, als „die gute Hoffnung" gerade binnen läuft und ihr Capitain mit der Schaluppe an's Land fährt.

Karsten Tiedenbringer ist nirgends und allenthalben. Er ist nie mit Gewißheit an einem Orte zu finden; aber man kann sich darauf verlassen, daß er stets unterweges ist. Er hat so wenig Zeit, daß er alle seine Botschaften stehend ausrichtet. Wenn er noch seine Jolle steuert, spricht er schon in Gedanken mit allen Leuten, denen er eine Nachricht zu bringen hat, und während er am Lande seine Gänge macht, fertigt er den Plan zur nächsten Reise an, oder kanzelt im Geiste seine Bootsgasten herunter, weil am Bord nicht alles vierkant ist. Dabei hat er seine Augen allenthalben und auf eine Frage ist stets eine Antwort zur Hand.

„Karsten Tiedenbringer! Karsten Tiedenbringer!" ruft es aus dem Fenster eines unaussprechlichen Hauses, woran er eben vorüberstreift. „Sind meine flotten Cadixer noch immer nicht binnen?"

„Nein!" antwortet er. „Aber Du sollst allstunds von dem Gerichtsfrohn binnen geholt werden, wenn

Du nicht Maul und Fenster schließt, Du schiefgetakeltes Wrack Du."

„Karsten Tiedenbringer! Karsten Tiedenbringer!" ruft ihm ein junges Weib zu und stellt sich ihm mitten in den Weg. „Mein Mann ist vor drei Wochen nach Lima abgesegelt. Weiß Er nicht, wo das Schiff jetzt sein mag?"

Der Alte will auffahren, doch besinnt er sich und sagt mit verzogenem Maul:

„Sehe Sie 'mal, wer hinter Ihr steht?"

Schnell dreht sich die Frau um. Er geht auf der freigewordenen Straße weiter und sagt lachend:

„Dahin geht der Weg nach Lima. Frage Sie Ihren Mann selbst."

Und mit seinem Tagewerk vorerst am Rande, betritt er die weiten Räume der Hafenschenke und setzt sich zu einem Glase Wein. Das ist der einzige Ankerplatz, auf welchem er allenfalls eine halbe Fluthzeit ausdauern kann.

Und er dauert aus. Als er sich niederließ, war es um die Stunde, wo ein gewissenhafter Capitain in See die Mittagsbreite nimmt, und als er sich erhob, war es diejenige Zeit, wo ein pünktlicher Quartiersmann die erste Abendwache anzeigt, indem er acht Glasen schlägt.

Er geht durch die Straßen, wie am Frühmorgen, aber nicht rasch und drall, sondern langsam und zögernd. Ein Vorübergehender lacht in sich hinein. Er meint, der Wein habe den Alten geworfen. Aber Karsten Tiedenbringer ist nicht der Mann, der sich von dem Teufel, der in dem Weine steckt, werfen läßt. Er wirft ihn. Es ist eine stärkere Last, die sein Herz beschwert, seine Beine wanken macht, ihm die Brust zusammenschnürt. Sie drückt ihn erst, da die Geschäfte enden. Wenn für Alle die Zeit des Friedens beginnt, bricht für ihn die Stunde des Kummers an.

Aber kein Flackerwind ist so schlecht, er bringt das Schiff doch endlich in den Hafen. Karsten Tiedenbringer öffnet die Thür seiner Wohnung. Er tritt schweigend ein, setzt sich auf seinen gewohnten Platz und stützt den Kopf in die Hand.

Ein junges, blasses Mädchen hat sich bei seinem Eintritt erhoben. Sie setzt schweigend das Abendbrod auf und trägt es nach einiger Zeit unberührt wieder fort. Sie legt den Arm um den Nacken des alten Mannes und sagt:

„Für alle Menschen in der Stadt hat Er eine Nachricht, nur nicht für mich.“

Der Alte sah die bittere Schmerzensthräne an

ihren Wimpern, den tiefen Kummer, der aus ihren verweinten Zügen sprach, und hörte, wie sie ihm leise zuflüsterte:

„Er ist nun zwei Jahre fort. Ist denn dies Saint Thomas so weit weg, daß er noch nicht zurückgekehrt ist?“

Wer ist das bleiche Kind und nach wem frägt dies jugendliche Herz mit solcher Sehnsucht?

Sie ist die Waise eines armen Seemannes und Karsten Tiedenbringer, der des Vaters Freund war, hat sie zu sich genommen. Als sie sein Haus betrat, blühten jene blassen Wangen und die Augen leuchteten mild, wie Sterne in der Abenddämmerung. Kam der Alte nach Hause, aller Neuigkeiten quitt, flog ihm die Dirne entgegen und sagte:

„Karsten Tiedenbringer, ich habe gute Nachrichten für Ihn. Alles im Hause ist wohlauf und das Abendbrod dampft auf dem Tische.“

Mit denselben Worten empfing sie ihn eines Abends und setzte hinzu:

„An Seinem Tische sitzt ein Seemann, dessen Vater Sein guter Bekannter gewesen ist. Er will mit Ihm sprechen.“

Drei Tage vergingen und jeden Abend stellte sich

der junge Seemann wieder ein. Der Alte empfand eine leise Abneigung gegen den Mann und hätte ihm gerne die Wege gewiesen. Aber er sah, daß die Lene ihn gern hatte und ließ es geschehen, daß er wiederkommen durfte. Dauerte auch nicht lange, so hatte Karsten Tiedenbringer unter seinem Dache eine Braut und ein Bräutigam ging ein und aus.

Das dauerte ein Paar Monate lang. Da sagte der Alte eines Abends:

„So kann das nicht fortgehen, Hans Rasmus. Er versauert hier am Lande und zehrt Sein Bischen Erspartes auf. Kann Er ohne die Lene nicht leben, so bleibe Er in Gottes Namen von der See weg und mache Er ein gemeinsames Geschäft mit mir. Es nährt den Mann und die Frau dazu.“

Lene wurde blaß und roth. Ihr Herz schlug bang. Hans Rasmus war seit kurzem, da er einen Brief von weither erhielt, nicht mehr so freundlich als sonst. Es war etwas mit ihm, aber sie hatte nicht den Muth, darnach zu fragen. Jetzt mußte er reden und jeder Zweifel schwinden.

Hans Rasmus ergriff begierig die Gelegenheit. Er griff so begierig darnach, daß man fühlte, er habe sie lange ersehnt. Sein Mund strömte über von Dank

für das Gebotene. Mit tausend Freuden werde er es nehmen, aber nicht eher, als bis er etwas dagegen zu setzen habe. Manches habe er um seiner Liebe willen vernachlässigt. Nun sei die Zeit da, es wieder einzubringen. Ein Capitain, der ihm wohlwolle, habe ihm einen Platz als zweiter Steuermann geboten. Als solcher werde er eine westindische Reise mitmachen und dann als Officier ausscheiden. Das bringe Ehre und außerdem ein Stück Geld für den neuen Hausstand.

„Das mag ich leiden," sagte Karsten Tiedenbringer, voll Freuden über diesen Entschluß. Er fühlte die Abneigung gegen den Hans Rasmus schwinden und schüttelte ihm die Hand. Der Lene aber war es, als senke sich ein erkältender Frost auf sie herab und als der Bräutigam sie zum Abschied bei der Hand nahm und sie küßte, sagte er:

„Um Gott, Lene, werde mir nicht krank. Deine Lippen sind Eis."

Der „Rosenbaum" ging in See und Hans Rasmus mit ihm. Karsten Tiedenbringer hatte es seiner Zeit der Lene gewissenhaft gemeldet. Der „Rosenbaum" kam wieder, aber den Hans Rasmus hatte er nicht am Bord. Kein geschriebenes Wort, kein flüchtiger Gruß brachte die geringste Kunde von ihm.

Karsten Tiedenbringer erhob sich, um in seine Kammer zu gehen. Lene fiel ihn um den Hals und fragte:

„Ist der „Rosenbaum“ noch nicht da?“

„Noch nicht!“ sagte der Alte, ob dieser Lüge erröthend, und seinen tiefen Schmerz mit dem verstellten Zorn deckend, fuhr er sie an:

„Schier Dich in Dein Bett und frage morgen mehr.“

Und wieder ist ein Tag angebrochen, da Karsten Tiedenbringer mit seiner Jolle an den Hafendamm legt und in das Gewirr der Straßen hinein steuert. Eine finstre Wolke umhüllt seine Stirn; er erwiedert keinen Gruß und hört nicht auf das flüchtige Wort aus einem losen Munde. Er geht über die düstere Diehle des nächsten Hauses in das Comptoir, wo der Handelsherr gedankenvoll vor einem Tische voll Papieren sitzt, und sagt zu diesem:

„Der „Patriot“ ist mit Mann und Maus vor Blausand geblieben.“

Der Handelsherr fährt auf und sieht ihn starr an:

„Was sagt Er da?“

„Ich sage, daß der „Patriot“ geblieben ist und

so unglücklich sitzt, daß von der Ladung eben so wenig etwas geborgen wird, als von der Mannschaft."

Der Handelsherr setzt sich nieder und murmelt vor sich hin:

„So bin ich ruinirt."

Karsten Tiedenbringer hört es nicht mehr, sondern geht in ein anderes Haus, wo ihm eine Frau mit allen Zeichen banger Erwartung entgegen tritt:

„Was weiß Er von meinem Mann?"

„Der „Patriot" ist mit Mann und Maus verunglückt!" sagt er mit eintöniger Stimme und geht weiter, um noch ein Dutzend Mal dieselben verhängnißvollen Worte an verschiedenen Orten zu wiederholen.

Das Tagewerk ist gethan, aber die Hafenschenke bleibt dieses Mal außerhalb seines Courses und auch den Weg nach seinem Hause schlägt er nicht ein. Er sieht sich nach seiner Jolle um. Da hört er seinen Namen nennen und erschrocken blickt er in ein bleiches Mädchengesicht, worin der Gram tiefe Furchen grub.

„Er hat mich belogen!" sagte sie kaum hörbar. „Der „Rosenbaum" ist wohl binnen. Er ist wieder ausgelaufen und zum zweiten Male zurück gekommen. Aber den Hans Rasmus hat er nicht wieder mitgebracht."

Weiter sprach die Lene nichts. Sie schloß die Augen und sank in die Arme des erschrockenen Alten, der sie mit zitternden Knieen nach Hause trug.

Und wiederum steuert Karsten Tiedenbringer mit der heranwogenden Fluth vom Seegat her der Hafenstadt zu. Der starke Bug seiner Jolle dröhnt von dem gewaltigen Stoße der gegen denselben prallenden Eisschollen. Ihre kantigen Ecken schneiden tief ein, während sie längs den Seitenborden hinschwimmen. Scheu über den Strom weg flattert ein verstürmter Rabe und läßt sich auf ein blinkendes Eisfeld nieder, das hart an dem Steuerbord der Jolle vorübertreibt.

Der Alte sieht den Vogel, der ängstlich mit den Flügeln schlägt, scheu an. Ein banges Ahnen fliegt durch seinen Sinn:

„Bist Du mein Karsten Tiedenbringer," sagt er leise, „und willst mir melden, was ich daheim finden werde?"

Die Scholle, worauf der Rabe sitzt, stößt krachend mit einer zweiten zusammen und aufschreiend schwingt sich der Vogel in die Luft.

Karsten Tiedenbringer athmet tief auf. Und als er diesmal am Hafendamm landet, geht er in kein Comptoir, sondern geradesweges in die Wohnung des

Hafenmeisters. Bald darauf liest man auf dem schwarzen Brett am Eingang der Börse:

„Der Strom ist von der Mündung aufwärts der ganzen Länge nach mit Treibeis gefüllt und bis weit in die See hinaus sieht man dergleichen in solcher Menge, daß bei dem andauernden Frost und dem scharfen Ostwind die Schifffahrt für dieses Jahr als geschlossen betrachtet werden kann.“

Vater Karsten nähert sich seiner Wohnung. Durch das Fenster fällt heller Lichtschimmer.

„Sie ist noch auf,“ spricht er vor sich hin. „Oder sie schläft für immer und Andere wachen bei ihr.“

Zögernd tritt er ein. Aber erstaunt weicht er einen Schritt zurück, als die Lene ihm entgegentritt, zwar noch blaß und leidend, aber mit leuchtenden Augen und lächelndem Gesicht:

„Vater Karsten, ich bringe Ihm gute Nachricht. Seine Stube ist warm und das Wasser zum Punsch siedet im Kessel.“

Der Alte war an ihrer Hand eingetreten: „Lene, was ist es mit Dir?“

„Es ist Jemand hier gewesen,“ entgegnete sie hastig, „der von Hans Rasmus Kunde gebracht hat. Es sollte in Westindien ein Vetter von ihm gestorben

sein, der ihm ein großes Stück Geld verlassen hatte. Weil es aber nicht ausgemacht war, ob er der rechte Erbe sei, hat er nichts gesagt, um mir keine vergebliche Freude zu machen. Es ist aber Alles richtig gewesen und der Hans Rasmus hat einen großen Sack voll spanischer Thaler bekommen."

„Und wer bringt, außer mir, solche Nachrichten aus See?" fragte Karsten Tiedenbringer rasch. „Bei uns ist nichts binnen gekommen."

„Mein Karsten Tiedenbringer ankerte vor der Weser," sagte Lene lächelnd, „und kam von dorther zu Lande. Will Er den Mann sehen, der Sein Handwerk so gut versteht?"

„Her mit dem Kerl!" antwortete Karsten Tiedenbringer lustig, weil die Lene so glau darein schaute und zugleich verdrießlich, daß es Einen geben sollte, der über ihm stünde im Gewerbe. „Was für eine Flagge an der Gaffel?"

„Die Friedensflagge vom Topp und Stanner und Wimpel obenein!" rief Hans Rasmus, aus der Kammer herbeieilend. „Da habt Ihr mich und die westindische Erbschaft dazu. Und nun, Vater Karsten, halb Part! Das heißt mit dem Geschäft,

denn die Lene bleibt für mich allein. Ist es Euch recht, so preit mich mit einem Hurrah an."

„Hurrah!" rief Karsten Tiedenbringer und schlug laut auflachend in die Hände. Aber plötzlich besann er sich, sah an die Decke und sprach mit tiefem Ernste:

„Denkt erst an Den da oben!"

IV.

Anmunstern und Abmunstern.

Das sind zwei Worte, welche nur Wenige im Binnenlande gehört haben, und kaum Einer, der sie hörte, hat sie verstanden. Und sie bedeuten doch allerlei Lustiges und Fröhliches. Manches Ernste ist auch zu Zeiten dabei. Aber nicht oft.

Ein Kaufmann läßt an der Börse anschlagen: „Nach Pernambuco wird binnen vierzehn Tagen versegeln die in dieser Fahrt rühmlichst bekannte kupferbodene Brigg „die Erwartung", geführt vom Capitain Berg. Derselbe hat den größten Theil seiner Ladung am Bord. Gelegenheit für Kajüten- und Zwischendecks-Passagiere."

Der Capitain eines solchen Fahrzeuges giebt den Schlafbaasen einen Wink. Die angenommenen Schauerleute verschwinden vom Bord und die Deckoffiziere,

die Voll- und Leichtmatrosen treten an deren Stelle. Auf Schuten und Prahmen schwimmt die Ladung heran; die Lieferanten und Handwerker bringen Alles an Bord, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Von der Pic bis zum Kabelgat des Bootsmanns, vom Kolwien aufwärts bis zum Flaggenknopf auf der großen Bramstänge ist Alles an seinem Platze. Woran fehlt es denn, daß die Brigg nicht ihren Anker lichtet? Der Wind ist gut und die Fluth kentert.

Wohl weht der Wind; wohl rauscht die Fluth. Die Ladung liegt gut verstaut im Raum und die Passagiere verstauen sich selbst. Aber die Leute haben noch nicht angemunstert. Sie sollen es jetzt thun.

Die Staatsschaluppe ist bereits vor einer Stunde an's Land gefahren mit dem Capitain und zwei Leichtmatrosen, die schwere Geldsäcke tragen. Nun folgt das große Boot nach mit der ganzen Mannschaft, von dem Obersteuermann geführt.

Wohin gehen sie?

In der breiten Seitengasse, die sich mit ihren hellen Häusern in das Innere der Stadt hinein verliert, wohnt der „Watershout", was die modernen Hochdeutschen sehr ungeschickt durch Wasser-

schulze wiedergeben. Dieser Watershout ist die gerichtliche Behörde, vor welcher alle Verträge zwischen Capitain und Mannschaften abgeschlossen werden müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen. Zur festgesetzten Stunde wird die Munsterrolle aufgelegt, die mit den Worten anfängt: „Wir unterschriebenen Schiffsoffiziere und Matrosen bekennen und geloben, daß wir uns für die Reise nach Pernambuco mit der Brigg „die Erwartung", Capitain Berg, verdungen haben," u. s. w. Jeder Einzelne gelobt an Eidesstatt, die verschiedenen Paragraphen der Munsterrolle fest und unverbrüchlich halten zu wollen und bekräftigt das Gelübde durch seine Namensunterschrift. Darauf wird Jedem ein Buch gereicht, worin, außer guten Lehren und Ermahnungen, sich auch die Rubriken befinden, worin die Summen verzeichnet werden, die der Matrose sich an den verschiedenen Landungsplätzen geben läßt. Oben an in dieser Rubrik steht der Betrag einer doppelten Monatsheuer, die jetzt ausgezahlt wird. Der Matrose steckt sein Geld ein, bedenkt den Shoutendiener und die Büchse des Schiffer-Armenhauses, hört mit halben Ohren die ganze Rede des Watershouts, die von Treue, Gehorsam und Mäßigkeit handelt, und der Act der Anmunsterung ist beendet.

Der Capitain, der sich bis jetzt schweigend verhielt, tritt in den Halbkreis, den sein Schiffsvolk bildet, und sagt, mit der Hand auf die Thür deutend: „Ihr könnt nun gehen. Morgen früh um sechs Uhr sind alle Mann am Bord.“

„Morgen früh um sechs Uhr ist es!“ ertönt es im Chor und hinausstürmen sie mit augenscheinlicher Gefahr für die Wanduhr und andere Mobilien, die an der Steuerbords- und an der Backbordsseite des Flurs im Hause des Watershout hängen und stehen. Zwanzig Deckoffiziere und Matrosen mit Taschen voll Geld sind am hellen Vormittag bis zum nächsten Sonnen-Aufgang ihre eigenen Herren.

Was wird das geben!?

„Vor allen Dingen,“ sagt der Bootsmann und macht ein kluges Gesicht, „sollen Männer, die auf eines Decks Länge eine weite Reise zusammen machen müssen, sich mit einem steifen Glase anfeuchten, damit das, was sie auf dem Herzen haben, aus dem Maul herausfährt. Ein Hurrah für das erste Halbdutzend, das ich für Euch in der Schenke zum weißen Neger heranschroten lasse.“

„Hurrah!“ fallen die Andern ein und mit flottem Gesange gehen Alle hinter dem Bootsmann drein.

Nur Einer ringt sich los vom Zuge; ein langer, steifer Bursche, der mit beiden Händen seine Taschen zuhält und das Hurrah nicht mitgeschrieen hat. Der Bootsmann thut, als hätte er nichts bemerkt; aber er giebt seinem Maaten, einen durchtriebenen Gesellen, einen Wink und Jener hat nun einen Aufpasser, wie er ihn sich nicht besser wünschen kann. Nichts davon ahnend, daß Jemand in der Nähe ist, der seine Schritte überwacht, steht er hinter einem Kellerhals, bis seine Maaten nicht mehr in Sicht sind, zieht einen Schiffszwieback hervor, den er sich vom Bord mitgenommen, und während er dies wohlfeile Frühstück verzehrt, überlegt er, in welcher Krämerbude er das zur Reise bringend Nothwendige am besten und billigsten einhandle und den Rest des Geldes bei seiner alten Base unterbringe, die damit wuchert und auf Pfänder leiht.

Harpagon auf See! Gevatter Tiefenbacher im Matrosenlager! Ich könnte dem Kerl fluchen. Aber, was hülfe es? Der Fluch würde übertönt von dem schmetternden Gesange, der aus jenem Weinkeller heraufschallt, „in dessen kühlem Grunde“ die Mannschaft der „Erwartung“ alle Erwartungen ihres ersten Deckoffiziers übertroffen und eine Flaschenbatterie zer-

stört hat, die drei Mal größer ist, als die Kanonenbatterie einer Segelcorvette.

„Schweigen sollt Ihr endlich!“ ruft der Bootsmann und schreit dafür lauter, als alle Andern zusammen genommen. „Ich kann auf zwei Seemeilen Distance einem Seehund, der den Kopf aus dem Wasser steckt, das Trommelfell sprengen, wenn ich loslege. Und Ihr wollt nicht hören?“

„Sprecht, Meister Kabelgat,“ antwortet der bärtige Zimmermann, dessen hagerer Leib auf zwei hohen Wasserstiefeln hin und herschwankt, wie das Röhricht des Fischteiches im Nordweststurm.

„Wollen unter Segel gehen,“ fährt der Bootsmann fort, „und uns vor der Stadt zu Anker bringen, wo die Taverne zum goldenen Fisch sich am Strande breit macht. Habe mit dem Wirthe Eins abzumachen von wegen der goldenen Flossen und Schuppen. Ihr könnt mir bei der Rechnung zur Hand gehen.“

„Was ist das für eine Rechnung mit den goldenen Flossen und Schuppen?“ fragte der Segelmacher und verließ das Kielwasser des Bootsmannes, indem er sich seitwärts an ihn schlängelte. Meister Koch aber verwettete seine neue rothe Mütze darauf, daß der

Bootsmann ein Gespinnst abwickeln werde, so lang, daß man einen Zuber voll Fische damit fangen könne, wenn man Angelschnüre daraus mache.

„Sage Euch," fuhr der Bootsmann fort, „wenn ich die bezeichnete Taverne in Sicht bekomme, will ich den Wirth zu einem groben Lügner machen und was wir ihm anthun, soll er uns obenein abbitten. War bei ihm vor zwei Jahren. Der Kerl hielt weder etwas auf sich, noch auf seine Kajüte. Beide waren gleich schäbig und voraus der goldene Fisch auf dem Schilde draußen war so verblaßt, daß man ihn kaum noch erkennen konnte. Der Kerl gab nicht auf mich Acht, sondern sprach mit einem breitbeinigen Landlubber, der ihn neckte und meinte, der Tavernenwirth werde ganz auf dem Trocknen bleiben, da der goldene Fisch all' seine Flossen und Schuppen verloren habe. Da that der Wirth einen herzhaften Zug aus seiner großen Kanne und meinte auflachend, damit hätte es keine Noth, so lange es noch dumme Matrosen genug gäbe, die ihm mehr Gold in's Haus trügen, als nöthig wäre, um alle Jahre zehn solcher Fische zu vergolden. Donnerwetter! Mir war es, als müßte ich ihn für seine Unverschämtheit stracks würgen; aber ich war allein und dachte an die Hafenpolizei, die

vor der Thür umher lungerte. Darum stand ich auf, warf ihm meine Zeche hin und sagte: „Von meinetwegen sollt Ihr fürder kein Gold für Eure schäbigen Fische haben; braucht es auch andern ehrlichen Seeleuten nicht zu stehlen, da das Kupfer in Eurem Gesicht doppelt hinreicht, den Fisch so blank zu machen, als er nur immer werden kann." Darauf ging ich hinaus und bin nicht wieder hingegangen, habe aber wohl gehört, daß der Schimpf, den ich ihm anthat, ihn weidlich ärgerte. Als ich nun aber von der letzten Reise vor zwei Monaten hier ankam, dachte ich: „Sollst doch sehen, ob der Kerl sein Wort wahr gemacht hat!" Da fand ich sein Haus überall schmuck und vierkant und der Fisch blitzte mir so blank in die Augen, als ob ich in die Sonne selbst sähe. Also hatte der dumme Kerl doch den Matrosen das Gold aus dem Beutel gekratzt und als hätte er Wunders was für ein Seemannswerk gethan, stand er, beide Hände in die Taschen gesteckt, breitbeinig in der Thür, grinsete mich an und wußte nicht, ob er vor mir die Kappe ziehen sollte oder nicht."

„Das ist unser Mann," rief der Segelmacher. „Ich habe auch eine Flosse dazu hergegeben und will sie wiederhaben."

„Ich auch! Ich auch!“ schrieen mehrere Andere und diejenigen, welche nie etwas von der Taverne zum goldenen Fisch hörten, schrieen am meisten. Die ganze flotte Crew steuerte dem Hause zu, dessen Wirth erschrocken vor dem wilden Haufen hinter den Schenktisch flüchtete, über den er schützend seine Hände ausbreitete.

Bald waren die Tische aneinander gerückt und um dieselben saß die Mannschaft der „Erwartung“ und all' das lose Gesindel, welches sich zu ihr gefunden hatte. Wenn eine Bö sich in einer Kneipe zusammen zieht, wittert es der Matrose auf eine Meile Distance und hat dann stets so guten Wind, daß er im rechten Augenblicke zur Stelle ist.

Das Volk saß am Tisch und auf demselben stand das flüssige Gold. Hier in der gebauchten Bowle der blaßgoldene Punsch, dort in bemoosten Flaschen der dunkelgoldige Sherry, oder Madeira, oder der noch dunklere Rum, der aus den Zuckermühlen Jamaika's sich wie ein brennender Schweif durch den ganzen Ocean bis an die Schneeberge des Nordens schlängelt. Der Wirth, von Allen gehetzt, konnte die edlen Gaben nicht so schnell wieder herbeischaffen, als sie vor seinen sichtlichen Augen verschwanden.

Die Stunden verrannen und allmählich törnten die Mannschaften vor den Flaschen auf, wie das Schiff vor seinem Anker, der in den Grund saust, aufbäumt. Da meint man auch, das Ungethüm werde sich losreißen und seine Freiheit behaupten. Und es bleibt doch ruhig liegen inmitten der strömenden Fluth. Der Wirth schöpfte Athem. Er machte sich an einen Gast, den er für den gutmüthigsten hielt und sprach dem die Besorgniß aus, daß er wohl bei Manchem nicht zu seinem Gelde komme.

Aber der Segelmacher der „Erwartung" hatte ein scharfes Ohr und rief:

„Bootsmann! Der Tavernenwirth hat große Angst, daß er sein Geld nicht von uns bekommen wird. Er hat in seinem Leben so oft gelogen, daß wir ihm wohl einmal die Wahrheit sagen lassen könnten."

„Könnten es thun," antwortete dieser. „Und es geschähe ihm ganz recht, wenn er eben so unbarmherzig geschunden würde, als er uns oft geschunden hat. Aber wir denken besser von uns und wollen ihm sein Recht geben. Kommt, Wirth, und setzt Euch zu mir. Der Zimmermann soll Acht geben, daß Ihr nicht entwischt. Wo sind die Gasten von der großen Mars?"

„Hier!“ sagten vier stramme Jungen am Ende der Tafel und sprangen auf.

„An Euer Werk! Thut, wie ich Euch gesagt!“ sprach der Bootsmann und die Kerle waren mit einem lauten Hurrah draußen, worauf sich der Meister des Kabelgats an den Wirth wandte:

„Wißt Ihr noch vor zwei Jahren, als ich an dieser selbigen Stelle saß und Euch den Thaler für meine Zeche an den Kopf warf? Es geschah darum, weil Ihr in meiner Gegenwart Euch breit machtet und vor einem schäbigen Landlubber damit prahltet, daß das dumme Matrosenpack gut genug dazu wäre, Eurem Fische die Flossen und Schuppen zu vergolden? Wollen jetzt sehen, ob wir unsere Schuldigkeit gethan, oder lobdrige Arbeit gemacht haben.“

Der Wirth, dem nichts Gutes ahnen mochte, bat, man möge doch nicht mehr an die vergessene Geschichte denken und ruhig fortgehen. Der Bootsmann aber sprach lachend:

„Es muß Jeder zu dem Seinen kommen, also auch ein Tavernenwirth und darum ist es gut, daß meine Jungens ihr Werk gethan haben.“

Die vier Toppgasten kamen eben so lärmend zurück, als sie gingen, empfangen von einem wiehernden

Gelächter, denn sie trugen zum Schrecken des Wirthes auf ihren Schultern den goldenen Fisch, welchen sie vor dem Bootsmann auf die Tafel legten.

„Nun gieb Acht, Wirth!“ sagte der Letztere. „Wir haben, wie Du sagtest, diesen Fisch vergoldet und wollen Dich jetzt mit dem Unsrigen bezahlen. Segelmacher, welches ist Deine Flosse?“

„Hier!“ sagte dieser und deutete auf einen beliebigen Punkt.

Der Bootsmann kratzte den Goldstaub herunter, blies ihn dem Wirth in's Gesicht und sagte:

„Das ist des Segelmachers Zeche! — Zimmermann, wo sitzen Deine Schuppen?“

„Hier!“ sagte dieser und zeigte auf zwei verschiedene Stellen zugleich.

Der Bootsmann wiederholte sein Werk und mit jeder neuen Flosse oder Schuppe, die dem armen Fisch abgerissen ward, mehrte sich die Angst in dem Gesicht des Wirthes, steigerte sich das wiehernde Gelächter der Matrosen, wuchs die Gefahr für das stehende und laufende Gut der Taverne, daß in diesem allgemeinen Schiffbruch vollends zu Grunde zu gehen drohte.

Da wurden sie von Außen her durch einen neuen

Lärmen unterbrochen. Mehrere Seeleute traten ein, mit ihnen der schlaue Maat, den der Bootsmann hinter dem fortgeschlichenen Geizteufel hergesandt hatte. Der Maat trat vor und sagte:

„Es ist Euch heute Morgen einer von den Eurigen davon gelaufen, wißt Ihr. Wir kennen ihn als einen schäbigen Gesellen, der am Lande krämert und schachert und sich am Bord verlobbert. Wir haben ihm für dieses Mal den Spaß verdorben, indem wir ihn abfingen, als es noch Zeit war und bringen ihn Euch mit der vollen Heuer in der Tasche, damit Ihr ihn lehrt, ordentliches Seewerk treiben, wie es sich für eine flotte Mannschaft gehört. Da ist er!"

Und mit einem Ruck schoben sie den Ausreißer vor sich hin, der nun dem Bootsmann und seiner Tafelrunde mit schlotternden Knieen gegenüber stand.

Der Bootsmann sah die Armen-Sünder-Gestalt einen Augenblick schweigend an und sagte dann gelassen:

„Wenn ein Kreuzer unter falscher Flagge aufgebracht wird, condemnirt das Prisengericht Schiff und Ladung von Rechtswegen. Weil Du unser Fahrwasser verließest und heimlich einen andern Cours steuertest, kommst Du nicht von der Stelle, bis Du den letzten Schilling vertrunken hast."

„Ich trinke aber nicht!“ schrie der Condemnirte und preßte die Handflächen noch fester gegen die vollen Taschen.

„Dann trinken die Andern für Dich!“ fuhr der Bootsmann fort. „Hand an's Werk, Mann! Wir wollen keinen Kopfhänger unter uns haben.“

Unterdessen wurde es draußen laut. Es war nicht das Toben einer muntern Trinkerschaar. Es klang wie das Niederstoßen von Gewehrkolben auf den Estrich. Ein Hausgenosse des Wirthes hatte die Hafenpatrouille herbeigerufen.

„Was giebt es hier?“ fragte der mit seinen Leuten eintretende Unteroffizier barsch und nahm eine martialische Stellung an. Der Bootsmann aber, mit einer reichlichen Ladung am Bord, lichtete den Anker und den Hut in der Linken, den Oberleib steuerbordüber, wie die Flaggenstange auf dem Heck bei steifer Nordwestbrise, sprach er:

„Mit Verlaub, Herr! Wenn ich nicht irre, ist das Euer Wachtsvolk, das mit Euch zu Deck gepfiffen ward. Das da am Tisch ist das meinige, noch in voller Fahrt begriffen, wie Ihr seht. Wenn zwei Wachtmannschaften zusammen kommen, deren eine klar Deck machen soll, muß die andere dazu eine Hand

leihen. Haben da Einen unter uns, der nicht gut thun will, weil er ein Uebermuth und ein Saufaus ist. Aber wir haben ihn tüchtig eingerieben mit Pfeffer und Salz; das hat ihn klug gemacht. Er ist im Grunde ein guter Kerl, darum tritt er für uns in die Bucht und will allen Wein bezahlen, den Ihr trinkt, so lange Ihr bei uns die Wache auf Deck habt."

„Und wer von uns ist das?" fragte der Segelmacher, einen Blick des Einverständnisses mit seinem Deckoffizier wechselnd. Der aber sagte:

„Wer anders, als der gute Junge, der das Seinige gespart hat, damit er für unsere Gäste sorgen könne, während wir das Unsrige durchgebracht haben, wie es leichtsinnigem Seevolke eigen ist. Laßt den Wirth heranschleppen, was er noch in seinem Keller hat, für unsere buntröckige Gesellschaft und für uns mit. Ziehe nicht solche Fratze, Kerl! Wir wollen Dir ja zu Willen sein und es mit Dank annehmen. Sei höflich gegen den Hochbootsmann mit der Flinte, wie es sich schickt für schäbige Deckläufer, die sich in Gesellschaft von Offizieren befinden."

Mit zitternder Hand legte der geplagte Geizhals mehrere blanke Thaler auf den Schenktisch, während die vollen Flaschen aus dem Keller des Wirthes

heraufkamen. Die Rothröcke und die Blaujacken saßen Alle bunt durcheinander. Die Lust stieg von Minute zu Minute in bacchantischer Tollheit. Der Unteroffizier versicherte einmal über das andere, er habe noch nie so gesittete Matrosen gesehen und der Bootsmann meinte, wenn je ein Soldat eines Seemannes Backsmaat werden könnte, so sei es der Unteroffizier. Und mit dieser Versicherung schritten sie Arm in Arm in den dämmernden Morgen hinaus, um sich gegenseitig das Geleit zu geben. Ein lautes Schreien erhob sich beim Scheiden von allen Seiten und mancher Schläfer wurde in seiner Frühruhe gestört, als die Mannschaft der „Erwartung" sich unter Segel brachte, um, laut Order, früh um sechs Uhr an Bord zu gehn. In den Köpfen des Volkes sah es aus, wie in den Köpfen aller Derer, die am Tage vorher angemunstert haben; sie waren von einer Nebelbank umgeben, die erst mit Sonnen-Untergang sich zu setzen pflegte.

Der Morgen kam: „Lootse auf Deck! Jollenführer von dem Fallreep! Der Anker vor der Klüse! Die Marssegel gehißt!"

Behaltene Reise! Ihr geht aus. Wer ist es, der mit Ober- und Unterleesegel an Euerm Backbord vorüber steuert, um noch heute Abend binnen zu kommen?"

Es ist der „Alonso,“ ein Mittellandsseefahrer; eines jener Schiffe, deren es früher viele gab und wie jetzt keine mehr vorhanden sind. Sie gingen vom deutschen Norden aus und segelten durch die Straße von Gibraltar nach Livorno, Genua oder irgend einen andern Hafen, auf den die Connoissemente lauteten. Von dort aus sandte man sie nach allen Richtungen der Mittellandssee, bald nach Alexandrien, bald nach Mallaga oder Marseille, durch die Straße der Dardanellen bis an das schwarze Meer, um eine Ladung zu holen, oder zu bringen, denn der deutsche Seemann ist treu und zuverlässig und seine Frachten sind billiger, als die aller andern Nationen. Endlich haben sie die balsamischen Düfte Italiens und Südfrankreichs satt. Er hat Melonen und Pfirsiche zu Genüge gegessen. Er sehnt sich von der wärmenden Sonne nach dem heimischen warmen Ofen und hat Lust, den feurigen Syrakuser mit einem steifen Grog zu vertauschen. Ein solches Fahrzeug ist der „Alonso.“ Und wie er vor Anker liegt und die Luken geöffnet sind, die Ladung über Bord und das laufende Gut in das Kabelgat geht, wie der Schiffsraum besenrein und das Deck von dem letzten Stäubchen gesäubert ist, geht dieser Herzenswunsch in Erfüllung.

„Morgen früh um acht Uhr zum Abmunstern bei dem Watershout!“ lautet der Befehl und kein Matrose steigt Abends in die Koje oder Hängematte, ohne den festen Entschluß, diesem Befehl pünktlich Folge zu leisten.

Alle Schiffsarbeit ist gethan. Niemand hat nach geschehener Abmunsterung etwas am Bord zu thun, als sein Hab und Gut von dort an's Land zu bringen. Sie gehören schon jetzt nicht mehr zum Schiffe. Sie sind nur noch Gäste, die sich an der Frühstücksback zusammen finden. Aeußerlich noch einmal vereint, trinken und essen sie zusammen, aber in Gedanken sind sie weit, weit von einander entfernt. Der Eine sitzt bei Vater und Mutter; der Andere steht an jener fremden Küste, die stets als ein Gegenstand unendlicher Sehnsucht vor seinen Augen schwebte; der Dritte ist im hellerleuchteten Saal umrauscht von lärmender Musik, das volle Glas in der Hand und seine Dirne auf dem Schooß. Der Steuermann mahnt zum Aufbruch. Vertraulich hängt sich der Leichtmatrose an den Arm des Bootsmannes, der ihm nun nichts mehr zu befehlen hat, und bald nachher steht die ganze Crew, wie bei'm Anmunstern erwartungsvoll vor der Thür des Watershouts. Der Shoutendiener öffnet die Thür des Comptoirs und ladet die Schiffsoffiziere ein. Nach-

dem sie von dem Shout und dem Capitain ihrer Verpflichtung entlassen sind, und ihre Gagen ausgezahlt erhielten, kommen die Matrosen daran. Matthes Rothbart tritt ein und das kleine Buch, welches er bei'm Anmunstern empfing, liegt aufgeschlagen vor dem Watershout.

„Ihr habt,“ sagte dieser, „funfzig Thaler zu gute, wenn das abgezogen ist, was Ihr Euch im Auslande von dem Capitain habt geben lassen.“

„Die Wahrheit zu sagen, Herr,“ entgegnete Matthes, „sind das gerade drei weniger, als ich mir herausgerechnet habe. Solltet Ihr Euch nicht ein Bischen versehen haben?“

„Das Buch ist ganz richtig. Also, Matthes Rothbart, funfzig Thaler.“

„Gut, Herr. Zählt sie auf, die lieben Dinger, wenn es Euch beliebt.“

„Von diesem Guthaben,“ fährt Jener fort, „beansprucht der Schlafbaas Jan Krämer fünf und zwanzig Thaler. Der Händler Burmester bekommt funfzehn Thaler, die Ihr für Kleider schuldet. Da sind Eure Scheine.“

„Teufel, Herr! können Schlafbaas und Händler die Dinger nicht behalten? Sie sind mir ja sicher bei ihnen.“

„Nein, Matthes. Die Leute müssen ihr Geld haben. Ihr empfangt die Verschreibungen und zehn Thaler baar. Haltet sie wohl zu rathe, denn der Winter ist vor der Thür. Ihr könnt gehen."

Und die zehn Thaler in der einen, die Schuldscheine in der andern Hand, den Hut unterm Arm geht Matthes Rothbart zur Thür hinaus. Ihm folgen ein Zweiter und Dritter, vergnügt oder verdrießlich zurückkehrend, je nachdem die Abmunsterung günstig oder ungünstig ausgefallen ist und setzt sich auf die Bank zu den bereits entlassenen Gefährten, die, wenn Alles beendet ist, sich hier nochmals zum Abschiede die Hand schütteln.

„Ihr seid ein ganzer Kerl, Peter Johannsen," sagte der Watershout zu diesem. „Das Zeugniß, das der Capitain Euch giebt, ist gut, und die Summe, die Ihr unterweges aufnahmt, so geringe, daß ich Euch die verdiente Heuer fast ganz aufzählen kann. Wie kommt's, daß Ihr Euch bei so jungen Jahren so wacker hieltet?"

„Will es Euch sagen, Herr," anwortete Peter Johannsen. „Gebe nichts darum, hier einen Thaler zu verthun, und dort wieder einen, um eine Stunde lustig zu sein und dann wieder an die Arbeit zu gehen.

Mir wird das Scharwerken nicht zu viel und wenn es auch noch so lange dauert. Eben so halte ich es mit der Lustigkeit. Bin ich einmal darin, lasse ich sie nicht wieder los, wie Ihr sehen könntet, wenn es sich für Euch schickte, die grüne Löwen-Taverne zu besuchen, wie unser Einer thut."

„Eures Gefallens. Nehmt Euer Geld. Da liegt es. Eine weise Hand reicht weit damit."

„Dank Euch, Herr," sagte Peter Johannsen und sackte die harten Thaler ein. „Die blanken Dinger werden gut und gerne eine vierzehn Tage bei mir aushalten; es sei denn, daß die braune Betsy... Aber, das ist nichts für Euer Edlen. Hollah! Jedermann an sein Werk!"

Diese letzten Worte ruft er schon den draußen harrenden Maaten zu, die ihm, als dem Crösus der Crew, laut entgegen jauchzen.

Sie folgen dem Rufe des Shoutendieners. Zuerst der kleine Kajütenwächter, der während der Reise die Pfennige für vernaschte Orangen und Feigenkäse dem Capitain abschmeichelte, um seine etwas knapp gemessene Heuer dem strengen Vater heimzubringen, der das Schicksal jedes im Auslande zurückgebliebenen Schillings wissen will. Ihm folgt der Philister am Bord,

der Matrosen-Böttcher, der nicht nur mit dem Marlpfriem einen Tallreepsknopf macht, sondern auch aus den Dauben und Bändern ein Faß zusammen küpern kann. Hinter sich hat er drei solide Reisen und vor sich eine verwittwete Böttichermeisterinn, die ihm nicht gram ist. Er schiebt seelenvergnügt hinaus und brummt vor sich hin:

„Ich geh' nicht mehr zur See,
Die See ist mir zuwider.“

Der Letzte tritt ein. Hans Wulff aus Finkenwerder; ein Mann von großer Länge und noch größerem Durst. Er verneigt sich ziemlich ungeschickt vor dem Watershout und sagt:

„Soll's losgehen mit uns, Herr? Ich hoffe auf ein gnädiges Ende.“

„Ihr seid ein arger Sünder, Hans Wulff,“ entgegnete der Watershout. „Hier liegt ein langes Register, was ich Euch vorzulesen habe. Empfangen in Mallaga zehn spanische Thaler; item bei der Abreise daselbst nochmals zehn spanische Thaler. In Marseille baar empfangen und an den Bumbootsmann bezahlt zusammen achtzig Franken. Item in Konstantinopel, um Euch bei dem Griechen Agathon auszulösen, hundert türkische Piaster.“

„Sollte man's denken," sagt Hans Wulff vor sich hin und sieht den Watershout bedenklich an, der noch einige Posten nennt und dann fortfährt:

„Diese Summen sind nach dem Cours verrechnet, aber von dem Guthaben kann ich sie nicht abziehen, denn Eure Schuld ist größer, als Eure Forderung, und ehe ich Euch hier entlassen kann, müßt ihr dem Capitain mit drei Thalern gerecht werden."

Hans Wulff sieht den Capitain an und dieser sagt höchst ernsthaft:

„Habe Euch unterweges genug gewarnt, aber Ihr wolltet nicht hören. Was soll nun daraus werden? Womit wollt Ihr mich bezahlen?"

„Mein Seel, Herr, wenn ich Euch meine Kiste lasse, die noch am Bord steht, so würde sie mit allem Kram, der darin ist, die Zeche nicht decken. Darum, weil ich mit und ohne Geld am Lande nichts nütze und obendrein ein Kerl bin, der sein Werk versteht, denke ich, Ihr laßt mich für den Winter als Ligger am Bord und im nächsten Frühjahr gehe ich wieder mit Euch nach der Mittellandssee."

„Gut das, Hans Wulff! Du sollst mein Ligger werden, und ich gebe Dir noch einen Thaler dazu, um Dir heute einen lustigen Tag zu machen. Aber

Du mußt dem Herrn Watershout und mir versprechen, Dich auf der nächsten Reise solider zu betragen."

Hans Wulff sieht den blanken Thaler zwischen den Fingerspitzen des Capitains blinken und streckt rasch die Hand darnach aus. Aber alsbald zieht er sie zurück und sagt:

„Das kann ich nicht versprechen. Es ist gegen meine Natur."

„Nun, Hans Wulff, weil Du so ehrlich bist, sollst Du den Thaler ohne Vorbehalt haben. Geh' Deines Weges und heute Abend acht Uhr bist Du am Bord."

„Heute Abend um acht Uhr ist es!" ruft Hans Wulff und fliegt hinaus.

Vor der Hausschwelle stehen die Männer, die zwei Jahre lang auf einem schmalen Raum mitsammen scharwerkten, bereit sich zu trennen um sich vielleicht nie wieder zu sehen. Noch einmal rufen sie sich an, wie Seeleute sich im Vorübersegeln zu grüßen pflegen; sie reichen sich die Hände, wenn sie verträgliche Backsmaten und Kojegasten gewesen sind, und gehen dann, Jeder seinen Weg zum heimischen Heerde, oder in die Kneipe. Die Abmunsterung ist vorüber.

Willkommen binnen!

V.

Vier schwimmende Damen.

Eine liebliche, friedliche Rhede. — Die Wasserfläche ist leicht gekräuselt und die Schaumblasen der auf- und abhüpfenden Wellen blitzen im Sonnenschein mit allen Farben des Regenbogens. Ein lichtweißer Strand umzieht sie in Form eines Halbmondes. Jenseits desselben steigen grüne Wiesen und duftreiche Gärten die Hügel hinan, auf deren belaubten Gipfeln große und kleine Villen stehen. Es sind die Sommersitze der reichen Kaufherren, die Gebieter jener großen Handelsstadt, deren altersgraue Thürme, halb im Nebel verhüllt, von ferne herwinken.

Von dorther kommt eine Kuff. Sie liegt hart am Winde und ihr Bugspriet deutet auf eine inmitten der Rhede ankernde Bark. Aus der offenen See steuert eine über den andern Bug liegende Brigg, mit

ihrem Klüverbaum gerade auf den Auslieger weisend. Anfangs laufen beide eine mäßige Fahrt; aber mit dem Höhersteigen der Sonne wird der Wind flau, hört zuletzt ganz auf, und die von der Stadt kommende Kuff, die aus der See kommende Brigg liegen mit der Barke in einer Linie vor Anker.

Am Bord der Brigg ist es am lebhaftesten. Von ihrer Gaffel weht die französische Tricolore. Die zierliche Kokette heißt „Aline.“ Sie ist aus Marseille gebürtig und hat eine beneidenswerthe Ladung von Südfrüchten und edlen Weinen im Raum. Lustiges Volk hauset am Bord, siedendes Blut rollt in den Adern des ersten Offiziers, wie des letzten Schiffsjungen. Kaum sind die Segel befestigt, kaum ist der Anker in den Grund, als Jedermann Zeit hat zu Lust und Scherz. Die Herren Offiziere haben ihre Fernröhre zur Hand und mustern die Gärten und Lusthaine auf den Hügeln. Sie spähen nach schattigen Gängen und schönen Jungfrauen, die darunter lustwandeln; sie wetten mit einander, daß die Balkonthüren jener palastartigen Villa sich sogleich öffnen, und die schönste Dame ihnen mit einem weißen Tuche den schönsten Willkommen zuwinken werde.

Auf dem Mittel- und Vorderdeck treibt die Mann-

schaft ihr Wesen. Sie spielt Ball mit Orangen, welche sie aus den Fruchtkisten im Raume entfernte, und trinkt Wein, den sie aus einem Fasse zapfte, das ihr nicht gehört. Die Offiziere gebieten lachend Ruhe, und die Matrosen antworten mit einem Schelmenliede. Der Bottelier ist sammt seiner Geige zu Deck gekommen. Er spielt einen muntern Walzer, und alsbald dreht sich das Volk paarweise im wirbelnden Tanze. Der Capitain erscheint auf dem Verdeck und ruft nach der Schaluppe, die ihn an's Land bringen soll. Die Tänzer walzen über den Fallreep weg auf die Ruderduchten, und dahin fliegt das leichte Fahrzeug, wie der Pfeil vom Bogen. Der improvisirte Tanz geht am Bord weiter, und der junge Offizier vom Dienst wirft sich in einen Sessel, im Stillen grollend, daß die Subordination ihm verbietet, mitzutanzen, und sein Schicksal verwünschend, daß ihn an eine Aline von Holz und Eisen kettet, während sein junger Capitain jenen Blumengärten zusteuert, wo lebendige Alinen in schattigen Lauben sitzen und ihn mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen willkommen heißen.

Arme „Aline von Marseille!“ Dein erster Ritter verläßt Dich treulos und der zweite versieht seinen

Dienst mit Unlust. Und Du bist doch ein reizendes Geschöpf. Leicht, fast luftig sind die Umrisse deines jugendlich-schlanken Baues. Zwar ist nicht alles, wie es nach der Seeordnung sein sollte. Ein strenger Bootsmann hätte zu tadeln, daß es hier und da mit der Takelage hapert, und das stehende und laufende Gut, welches der letzte Sturm etwas durcheinander schüttelte, nicht wieder straff gesetzt und vierkant geholt ist. Aber es behindert Deine Schönheit nicht und verleiht Dir sogar einen Anflug von Genialität. Wie hell strahlt die lichtbraune Farbe Deines Rumpfes, umschlungen von dem weißschimmernden Gürtel, der mit goldgelben Rosetten verziert ist. Wie lacht das Frauenbild, dessen Original Deine gütige Pathe war, aus dem Rahmen von Rosen und Lilien am Spiegel die Vorüberfahrenden holdselig an. Wie graziös steht ihre Statue auf einer Fußspitze schwebend, mit dem Kranz in der Rechten, unter dem Bugspriet, als vergoldetes Galion. Wo ist eine zweite Brigg, die ihre Masten mit solcher Zierlichkeit trägt, wie Du? Du hast recht, liebe Aline, Dich nicht um die großen, hochmastigen Vollschiffe zu kümmern. Ihr Ruhm ist immer fraglich, Du aber bist in Deinem Genre unbedingt die Erste, wenn auch Dein Genre nicht gerade das erste ist.

Da läutet es am Bord. Auch der Ton der Glocke ist rascher, quecksilberner als auf anderen Schiffen. Die Mahlzeit ist bereitet und im Nu sind alle beisammen. Aber nicht in die dumpfe Kajüte steigen sie hinab; sie bleiben oben und nehmen Platz, wo sie welchen finden: auf der Ankerwinde, auf der Kabelgatsluke, auf den Ausläufern der Kuhbrücke und den Ankerpollern sitzen sie, malerisch durch- und übereinander gruppirt, die Schüssel mit der Suppe zwischen den Beinen, den Löffel in der Hand und das Bon-mot auf den Lippen.

Ein englischer oder amerikanischer Matrose wäre außer sich, wenn er zur Mahlzeit gerufen würde und in der Back fände sich nicht ein chimborassoähnliches Stück Rindfleisch mit dem Himalaya-Pudding zur Seite. Er würde sich verächtlich von der Suppenschüssel dieser Franzosen abwenden, die auflachen, wenn ein guter Maat mit dem Löffel einen Fleischbrocken fischen will und keinen findet. John Bull und Uncle Sam würden in Gedanken an die seligen Minuten, die sie bei ihren derben Getränken verträumen, die Achseln zucken beim Anblick des leichten sauren Weines, den der Kochsmaat so eben herumreicht, während der Bottelier die Geige dazu spielt. Ein volles Glas

in der Hand, eine lustige Melodie für das Ohr, was braucht ein französischer Seemann mehr, um den Gipfel der Lust zu erklimmen? „Vive la belle Aline!“ Die Matrosen rufen es vor dem Fockmast. „Vive la belle Aline!“ sagt der erste Offizier, der seinen Kameraden zum Dessert die Gläser mit Muscat Frontignac füllt. „Und wenn ich ihr lebendiges Abbild finde in dieser Stadt, wo die schönsten Damen des ganzen Nordens wohnen sollen, will ich ihr unverbrüchliche Treue schwören, bis —!“

„Partent pour la Syrie!“ unterbrach ihn sein Nachbar, und wieder klangen die Gläser jubelnd zusammen.

Zögernd, fast widerwillig, nähert sich die von der Stadt kommende solide weitbauchige Kuff. Sie erblickt die Tricolore an der Gaffel der Französin und empfindet einen geheimen Widerwillen gegen dieselbe. Die Kuff hat auch eine Tricolore an der Gaffel, aber die roth weiß und blauen Streifen laufen horizontal, denn sie ist eine Holländerin von altem Schrot und Korn. Ihr sollt sie genau betrachten, die wohlgenährte Tochter Südhollands. Sie ist auf dem Ankerwerft zu Dortrecht geboren und hat in der Taufe den Namen Trientje erhalten. Verzärtelt ist sie nicht, vielmehr trägt sie starke Lasten und kann von dem

Holze, womit die Bewohner ihrer Vaterstadt vorzugsweise handeln, ein gutes Quantum fortschleppen. Ihr seht es mit einem Blicke, wenn ihr den breiten Bug aufmerksam betrachtet und den fast noch breiteren, oval geformten Spiegel, worin die beiden Kajütsfenster so hell und klar darein schauen, wie die Augen einer kerngesunden Trientje nur immer lachen können. Der ganze Schiffsrumpf ist „geharzpeuset.“ Man konnte ihr keinen größeren Gefallen thun, als sie mit dieser klaren Mischung von Schwefel und Harz zu überziehen, die unter allen Breiten und bei jeder Witterung aussieht wie ein goldglänzendes Kleid. Von der Steuerpinne an bis zum großen Mast trägt die Kuff auf dem Deck den Roof, einen räthselhaften Holzkasten, worin sich, außer andern Räumlichkeiten die Kammer des Steuermanns, die Kombüse des Kochs, das Kabelgat des Bootsmanns und das ganze Logis für die gesammte Besatzung befindet. Dieser Kasten, auf dessen Dach ein ganzes Magazin von Tau- und Segelwerk Raum hat, ist stets mit seegrüner, und als angenehme Abwechselung, in den Fugen mit weißer Farbe angestrichen.

Alle diese Zeichen ergeben schon von selbst, daß „Trientje“ eine sehr friedliebende Person ist. Um so

mehr muß es den Laien überraschen, daß sie sowohl an der Steuerbords- als an der Backbordsseite ein gewaltiges hölzernes Schwert trägt, das an eiserner Kette auf- und niederrasselt. Aber ihres platten Bodens wegen kann die gute Dame dieser losen Kiele nicht entbehren. Sie sind ihr wesentlichster Stützpunkt, wenn sie ihre breite Brust zuversichtlich der heranbrausenden See preisgiebt, und zugleich das einzige Lose, was sie an sich trägt, denn von dem rothleuchtenden Poller, woran der Arm des Tagankers festgesurrt ist, bis hinauf zu dem Flaggenknopf auf der Spitze des großen Mastes ist Alles am Bord niet- und nagelfest. Von der Solidität der holländischen Kuff predigt das laufende und stehende Gut, welches sich am Bord befindet.

An dem Steuer stand beim Absegeln, die Steuertalje in der Hand, ein untersetzter Mann mit einem breiten, fleischigen Gesicht. Es war der Schiffer selbst, der es sich nicht nehmen ließ, das ihm anvertraute Fahrzeug von der Stadt bis in die offene See zu steuern. Auf großen deutschen Kauffahrern ist es das Vorrecht und die Last des Zimmermanns; aber „Trientje" wird von ihrem Schiffer selbst geführt, vergleichsweise ein kecker Tänzer, der seine Auserkorene

triumphirend in den Ballsaal führt. Gott gebe Euch nur einen gnädigen Nordost, damit ihr nicht zuviel tanzen müßt! Vorerst ist diese Furcht unbegründet, denn der Wind schläft nach und nach ganz ein. Die schwere Breitfock hängt schlaff auf und nieder und selbst das leichte Toppsegel schlägt klatschend an die Stenge zurück. „Trientje van Dortrecht!“ alle Deine Mühen sind umsonst. Ziehe Deine Schwerter ein und binde Deine Steuerpinne fest.

Der Schiffer begreifts und ruft ärgerlich dem Maaten zu: „Fallen den Anker!“ — „Allstunds!“ ist die Antwort, und das Ankertau rollt aus der Klüse in demselben Augenblicke, wo die Matrosen der Aline singen: „Les canards passent la rivière!“

„Blixum!“ sagt der Schiffer der Trientje und hebt die geballte Faust gegen die Brigg auf; dann aber, um sich und seiner Liebsten eine Labung zu bereiten, ruft er den Leuten zu: „Deck spülen!“ welcher Befehl mit gleichmüthigem Schweigen von der Mannschaft hingenommen wird. Sie ist so fest von der Nothwendigkeit des steten Waschens und Scheuerns durchdrungen, daß sie selbst nach dem anstrengendsten Dienst sich dieser Verrichtung ohne Murren unterzieht. Ein gut gewaschenes Deck ist nur dazu da,

um nochmals gewaschen zu werden, und dies endlose Putzen und Fegen ist dem holländischen Matrosen so zur andern Natur geworden, daß ein ehemaliger Kuffmann außer sich gerieth, als die Wachtmannschaft nach einem schweren Segelreffen während einer Nordwestböe zur Koje ging, ohne dieselbe vorher abgestäubt zu haben.

Zwischen Jung-Frankreich und Alt-Holland liegt die Bark „Anna Marie" von Bremen, eine solide Schöne von der Weser. Sie zeigt nichts Luftiges und Kokettes, wie ihre französische Nachbarin zur Rechten, aber auch nichts Hartes und Plumpes, wie ihre holländische Nachbarin zur Linken. Sie ist die Tochter eines Großhandlungshauses, keine Bremenserin, das heißt von dem Stadtgebiete, sondern eine Bremanerin, wie die eigentlichen Stadtkinder sich nennen. Das untrügliche Wahrzeichen, das weiß- und rothgewürfelte Damenbrett, welches als Flagge von der Gaffel weht, ist der unumstößliche Beweis dafür. Beschaut sie nur recht genau in ihrem Schmuck. Während die Barkhölzer sich in dunkler Schwärze zeigen, ist der darüber liegende Bregang mit einem hellen Braun überzogen und mit schmalen weißen Leisten eingefaßt. Die darauf ruhenden geschlossenen Reilings

sind mit schwarzem Lack übermalt, zwischen denen hindurch die einzelnen Poller lichtweiß glänzen. „Anna Marie“ zeigt sich in diesem Schmuck als eine wohlerzogene, sittsam gekleidete Bürgerstochter.

Und wie der Rumpf, so ist Alles Uebrige am Bord. Masten und Bugspriet stark und kräftig, ohne Schnörkel und Firlefanz. Selbst die Bramstenge des großen Mastes, die gegen ihr oberes Ende hin einen Ansatz nimmt, als biete sie noch Raum zu einem Ober-Bramsegel, ist von so gesunder Natur, daß Mademoiselle Aline sich dieselbe im Nothfall als Bugspriet gefallen lassen könnte. — Und das Takelwerk! Diese Wanten und Pardunen! Diese Wasserstage! Diese Ankertaue, die sich mühsam durch die Klüsen zwängen! Alles stehende Gut von kerngesundem Ansehn, gleichwie das laufende Gut, das mit seinen wohlgetakelten Enden zierlich aufgeschossen über die Kofénägel hängt.

Bis in die Kombüse hinein erstreckt sich diese bürgerliche Wohlhabenheit. Die Töpfe und Kessel in derselben sind weitbauchiger als irgendwo anders, denn „Anna Marie“, die selbst wohlgenährt ist, will ihre Kinder nicht hungern lassen. Sie bindet sich nicht an die Taxe, welche den Leuten das Brod zuwiegt und

die Salzkörner zuzählt, sondern läßt sie essen, soviel sie mögen, auf daß sie satt werden und die Fülle haben.

Das Schiff ist klar in See zu gehen. Es wird die Anker lichten, sobald die günstige Brise vom Lande herüber weht. Aber darum ist kein Hasten am Bord bemerklich, so wenig wie ein gleichgültiges Lungern. Beides ist dem „Anstand“ zuwider und beeinträchtigt die Ehrbarkeit. Schon vor zwei Tagen ward der Ladebaum in Ruhestand gesetzt. Ueber die im Raum weggestauten Güter sind die Luken, über diese die Persennings gedeckt, und der Zimmermann hat alles wohl verschalkt. Darauf ist das Langboot zu Deck gebracht und die Schaluppe darin gesetzt. Nur die Jolle baumelt noch an der Fangleine hinter dem Heck, um für einen unvorhergesehenen Fall zur Hand zu sein. „Anna Marie“ hat es nicht gerne, einem kommenden Ereignisse gegenüber unvorbereitet zu sein.

Jüngst ist es Sitte geworden, daß sich die Capitaine bis zum letzten Augenblicke am Lande aufhalten, wenn das Schiff die Stadt auch schon verlassen hat. Es läßt vornehm, mit dem guten Winde zugleich an Bord zu kommen, und indem man über den Fallreep schreitet, das Volk an die Ankerwinde zu kommandiren.

„Anna Mariens“ Führer ist mit ihr zugleich von der Stadt abgegangen. Er würde es als eine Unhöflichkeit gegen seine Schöne betrachtet haben, sie ohne Aufsicht auf der Rhede zu lassen, nur seinen Steuerleuten vertrauend. Sein Auge ist überall, und mit einer Ruhe, die jeden Ungeduldigen zur Verzweiflung treibt, schickt er die Leute von einem Topp nach dem andern, um zu verhüten, daß etwas schamphile. Er schickt einen Leichtmatrosen bis an die Nock des Klüverbaums, um etwas zu klaren, und selbst bis zum Außenende der Besahnsgaffel kriecht ein behender Decksläufer, um gewiß zu sein, daß die Flaggenleine unbehindert auf- und niederfahre.

Aber wie strenge im Dienst er immer sei, er hält die Rechte seines Volkes ebenso strenge aufrecht und keiner darf ihnen etwas davon verkümmern. Um sechs Uhr Morgens, keine Sekunde früher, wird die Mannschaft zu Deck gerufen und die Arbeit beginnt. Um zwölf Uhr Mittags und um sieben Uhr Abends muß mit dem Glockenschlage die Mahlzeit bereitet sein und der Koch, die Mütze in der Hand, vor dem Capitain mit den Worten erscheinen: „Beliebt es dem Capitain, daß das Volk schaffen mag?“ worauf die Erlaubniß ertheilt wird und der Koch lautrufend bis an den Fock-

mast geht: „Schaffen! Unten und oben schaffen! Habt Ihr es gehört?“

Es kommt nicht vor, daß sie es überhören. Von allen Enden strömen sie zusammen, dem ersehnten Punkte zu, dessen unverkennbares Wahrzeichen die dampfende Erbsenback ist. Eßt, soviel Ihr könnt, es wird Euch gegönnt; aber verbraucht nicht zu viel Zeit damit, denn des Capitains Auge und Ohr ist überall. Steht nicht mit dem Glockenschlage Eins jeder wieder auf seinem Posten, so hagelt ein solides Donnerwetter auf alle Säumigen herab — etwas, das auch gerade kein Spritzwasser ist.

La belle Aline, Myjuffrouw Trientje und Jungfer Anna Marie liegen harmlos da und machen sich über einander lustig nach Damenart. Wer wird die Vierte im Bunde sein?

Es ist weit über die Mittagsstunde hinaus. Allmälig kommt der Abend heran. Auf der geschlossenen Rhede bleibt es still, während ein kundiges Auge rasch erkennt, daß draußen in See sich etwas Geheimnißvolles begiebt. Das Wasser nimmt eine dunkle Färbung an. Wolkenschatten streifen darüber hin und ballen sich in der Kimmung des Horizontes zusammen. Es gilt, sich zu rüsten, um einen

unbekannten, vielleicht gefährlichen Gegner zu empfangen.

Pfeifend fliegt der Wind dem Lande zu. Er stürzt sich auf die Fluth der geschlossenen Rhede und wandelt den milden Glanz derselben in ein gekräuseltes Schwarz. Die Mannschaft der „belle Aline" findet auch darin Stoff zur Heiterkeit und vergißt, daß ihr Außenklüver noch immer lose vom Klüverbaum herunterhängt, dem drohenden Unwetter ein willkommenes Beutestück. Der bedächtige Führer der guten „Anna Marie" läßt die Bramstengen streichen, um auf alle Fälle gesichert zu sein. Der Deckläufer der abermals gewaschenen „Trientje" hastet sich ab, um die Messingdrücker an den Thüren der Kajüte und des Roofs, sowie die blanken Ringbolzen sorgfältig zu umhüllen, damit der zu erwartende Regen sie nicht um ihren Glanz bringe.

Aber weder Regen noch Unwetter erscheinen in Wahrheit. Es ist eines jener rasch aufsteigenden Gewitter, die ebenso schnell von dem aufspringenden Winde wieder auseinander gejagt werden. Schon da sich die Wolken zusammenzogen, gewahrte man den Rumpf eines Schiffes, welcher sich gegen den dunklen Hintergrund abhob. Jetzt, wo die erfrischende Brise

die flüchtigen Schatten auseinandertreibt, wirft die niedergehende Sonne all' ihr flüssiges, rothschimmerndes Gold über den Wunderbau einer Vierzigkanonen-Fregatte, welche mit voller Kraft heransteuert. Die Segel sind blendend weiß, aber in noch mehr blendender Weiße leuchtet der Wimpel am großen Topp und die Flagge an der Gaffel, worauf der schwarze Adler seine Schwingen ausbreitet, indem er zu dem Eisenkreuze emporschaut. Die Geschütze donnern über die Rhede hin und verkünden die Ankunft der königlichen „Thetis". Alle ihre Linnen sind von der frischen Backstagbrise stramm gefüllt und von diesem Druck leicht nach Lee überhängend, fliegt sie dem allgemeinen Ankerplatze zu. Ein rasches Kommando, ein hellklingendes Pfeifen fliegen decklangs. Alle Segel zugleich werden gestrichen und hängen machtlos in den Geitauen, während die Fregatte, außer Fahrt gesetzt und der Strömung folgend, vor dem Anker aufdreht, der schwarze Adler, vor wenigen Augenblicken noch ein kühner Segler in den Lüften, sitzt jetzt auf seinem Horste und schaut gebietend um sich her:

„Ein Herr und König auf dem Wellenthron."

Königliche Thetis, des weisen Chiron blendendschöne Tochter und des keuschen Argonauten Peleus

gefürchtete Braut, wie ziehst Du so prächtig einher! Deine Flaggen und Deine Wimpel flattern im Abendwinde, Deine Geschütze wecken mit ihrem Donner das Echo an dem bewaldeten Ufer, die Töne Deiner kriegerischen Musik schwellen zu mächtigen Akkorden an und feierlich klingt das Abendlied über die horchenden Wellen:

„Ich bin ein Seemann, mir zu Häupten rauschet
Die Preußenflagge mit dem Eisenkreuz!"

Da liegen sie neben einander, die vier schwimmenden Damen auf der vom lichten Waldesgrün umschlossenen Rhede. Der zuletzt gekommenen fürstlichen Herrin bringen die Andern ihren ehrfurchtsvollen Gruß. Noch einmal lacht die Sonne ihnen zu und wirft den rosigen Mantel über sie hin; dann taucht sie sich in die See.

Am Bord der Fregatte fällt ein Schuß. Flagge und Wimpel sinken zu Deck, und die Flaggen von Bremen, Frankreich und Holland sinken ihr nach. — Die Dämmerung breitet ihre milden Schatten über die Gewässer und verhüllt die See mit feierlichem Schweigen.

VI.

Das Schiffer-Armenhaus.

Es war ein Anblick zum Erbarmen.

Ihr konntet nicht eine halbe Stunde im Hafen umher rudern, oder auf den Bollwerken schlendern, ohne einen verwitterten Seemann zu finden, der freund- und brodlos Euch die zitternde Hand bittend entgegenstreckte. Dann war Eure Freude vorüber. Ihr hattet keine Lust mehr an der stolzen Fregatte mit ihren glänzenden Seitenborden und ihrem hohen, luftigen Takelwerk; Ihr saht nicht mehr mit stillem Lächeln dem Wagehals zu, der auf der obersten Bramsahling des Fockmastes saß, denn er konnte rücklings zu Deck stürzen und ein ebenso hülfloser Krüppel werden, wie die zwanzigjährige Rundjacke, die kurz vorher auf zwei Krücken hart an Euch vorüber humpelte.

Da fügte es sich eines Tages, daß ein stattliches

Vollschiff binnen lief. Es war zwei Jahre abwesend, hatte sich während der Zeit in Valparaiso, Intermedios und Lima, und wer weiß, wo noch sonst aufgehalten und brachte eine kostbare Ladung heim. Der Handelsherr, dem dies Alles gehörte, eilte an Bord, und als er allen Reichthum mit eigenen Augen sah, der so unversehens vor ihm aufgeschüttet lag, legte er die Hände in einander und sagte aus vollem Herzen:

„Ist es mir auch lieb, daß solcher Segen über mich gekommen, so freue ich mich doch nicht darüber allein, daß ich reich geworden bin, sondern daß ich jetzt auch etwas Besseres thun kann, als den empfangenen Segen sich mehren lassen. Wenn ich nur etwas Rechtes wüßte, das der Menschheit frommen könnte. Es sollte alsbald geschehen.“

Als der Handelsherr so redete, stand er auf dem Halbdeck, unfern von dem Besahnmaste. Auf der Gaffel der Besahne aber saß ein Deckläufer und wollte die Flagge, welche sich um dieselbe geschlungen hatte, klar machen. Er griff fehl und stürzte so unglücklich zu Deck, daß er ein Bein brach. Da erbleichte der Handelsherr. Er befahl, für den Unglücklichen zu sorgen, und fuhr in großer Erregung an's Land. Er hat mit Keinem ein Wort darüber gesprochen, wie er

das Gelübde jenes Morgens lösen wollte; aber er hat schweigend gehandelt und das Werk seines Herzens ist das Schiffer-Armenhaus.

Es steht nicht in der Stadt auf offenem Markte; nicht inmitten des Hafendammes. Keine goldene Inschrift verkündet prunkend, wer dieses Asyl für die Nothleidenden aufrichtete. Ein nur selten beschrittener Landweg führt zu dem Platz am einsamen Seestrande, auf welchem das Gebäude errichtet ist; eine Kajüte auf festem Grunde für Diejenigen, welche die See mitleidslos nach langem Dienste an den Strand warf, ohne ihnen einen Zehrpfennig von ihrem unermeßlichen Reichthum mit auf den Weg zu geben. Es ist ein stattliches Haus mit der unbegränzten Aussicht auf die offenbare See, die vor demselben auf- und abfluthet. Vor dem Hause und zu beiden Seiten rauschen mächtige Waldbäume und schützen die Blumen, die verschämt aus dem Grase aufsprießen, vor dem erkältenden Seewinde.

In den untern Räumen liegt eine geräumige Halle, die „Alle-Manns-Kajüte" genannt, wo sich die Bewohner zusammen finden, wenn sie Lust haben, sich ein ernstes oder lustiges Gespinnst abzuwickeln. Dann humpeln sie aus den obern Stockwerken, wo ihre

Kojenräume in stattlichen Reihen nebeneinander liegen, die Treppen herab. Dort wohnt auch der Hausverwalter, der für alle leiblichen Bedürfnisse sorgt, und der Doktor, der die Kranken mit mühsamer Ausdauer hegt und pflegt. Zwischen den Wohnungen Beider ist stets eine Stube bereitet für den geistlichen Herrn, der allsonntäglich kommt, um in der Hauskapelle Gottesdienst zu halten und der sich nie vermissen läßt, wenn ein alter Seeschwalker seines tröstenden Wortes bedürftig ist. In den obersten Räumen, wie in den Kellergeschossen sind die Bullerei und das Kabelgat, wie der Seemann die Wirthschaftsräume nennt, und hoch oben auf dem Dache ist eine Flaggenstange, von welcher Sonntags und bei feierlichen Gelegenheiten die Landesflagge abweht.

In diesem Hause sitzen sie zusammen, Tage-, Wochen-, Jahrelang. Es sind ihrer Viele und doch geht Alles seinen abgemessenen Gang. Es kommen, so zu sagen, in dem wohlaufgeschossenen Tau weder Kinken noch Knoten.

Am Eingange der großen Halle hängt unter der Decke eine hell polirte Metallglocke. Wenn sie des Morgens zum ersten Male von dem Hauswächter geläutet wird, kommen die dienenden Geister zum

Vorschein. Für das grobe Tagewerk sind robuste Bursche da, die in Sold und Brod stehen. Den leichten Dienst versehen meistens die jungen Halbinvaliden, die für eine reichliche Versorgung auf Lebenszeit sich den älteren Genossen hülfreich zeigen müssen, so lange sie es können. Und das ist eine gute Anordnung, denn ein Seemann darf nie ganz müßig sein. Wenn seine Hände nichts zu thun haben, brütet sein Kopf gewiß Tollheiten aus. Wenn der Schall der Glocke verklungen ist, geht es an ein Scharwerken in den Wirthschaftsräumen, wie in der Halle. Es wird gefegt, gewaschen und gebohnt, denn es ist in diesem Hause bis auf die geringste Kleinigkeit alles sauber und ein Fleck auf dem Fußboden ein Schimpf für die Männer vom Tagesdienst. In der weitausgedehnten Küche, die der Meister Koch und dessen Maaten unveränderlich ihre Kombüse nennen, lodert das Feuer hell auf und die blanken Kessel beginnen allmählich zu sieden.

Da läutet die Glocke zum andern Male und abwärts steigt die ganze Maatschaft bis auf die Kranken und Preßhaften, die in den Kojen oder Hängematten zurückbleiben müssen. Sie treten in die Halle und nehmen ihre gewohnten Plätze ein, denn von

diesen weicht Keiner ohne Noth. Auf dem Stuhl, auf welchem er zuerst gesessen, sitzt er behaglich bis zum letzten Augenblicke und jeder Wechsel ist ihm störend. Er verläßt ihn nur, wenn er in einem andern Theil der Halle einen Besuch macht. Die Backmannschaften eines Orlogs sind hier am Lande wiederholt.

Wenn Alle sitzen, tritt ein alter ausgedienter Capitain, der das Amt des Hausverwalters versieht, in die Mitte der Halle und öffnet das Gebetbuch, woraus er das Morgengebet abliеset. Alle hören schweigend zu. Wenn am Schluß das Vater=Unser gesprochen wird, sinken die weißen Häupter auf die gefaltenen Hände herab, sie sprechen es in Gedanken nach und das „Amen" wiederholen sie mit lauter Stimme. Der Hauscapitain sagt dann: „Guten Morgen alle beisammen und Gott gebe uns einen fröhlichen Tag. Nun wollen wir frühstücken." Alsbald eilen die dienenden Geister hinaus und kehren mit dem Nöthigen zurück. Jede Backmannschaft erhält die volle Schüssel, den gefüllten Krug und das Brod, gut und reichlich, wie es der Brauch im Hause ist, wo des Leibes Nothdurft nie mangelt.

Wie am Morgen finden sich auch am Mittag die

alten Maaten in der Halle zum gemeinsamen Mahl. Abends aber kommt der Einzelne, wie er mag. Was die Hausordnung vorschreibt, bekommt Jeder zu der ihm beliebigen Stunde und dazwischen wird gesprochen, geraucht, gescherzt und gelacht, wie es der Augenblick giebt, bis es neun Uhr schlägt. Dann wird die große Glocke am Eingange der Halle drei Mal angezogen und plötzlich verstummen Alle. Da tritt der Hauscapitain wieder an den gewohnten Platz und liest das Abendgebet. Wenn das „Amen“ gesprochen ist, sagt er: „Guten Abend Alle beisammen; ich wünsche eine wohlschlafende Nacht!“ und entfernt sich.

„Gute Nacht, Capitain!“ rufen sie ihm nach und Alle humpeln nach ihren Kojen. Die Schaffner löschen Feuer und Licht und eine Viertelstunde später herrscht in dem weiten Hause Todtenstille.

Und wie ist das Leben in den einsamen Kammern?

Zwei schmale Gänge durchschneiden den ersten Stock der Länge und der Breite nach. Sie dienen zu Spaziergängen, wenn Kälte und Nässe zur Herbst- und Winterzeit den Aufenthalt unter den Bäumen nicht gestatten. Zu beiden Seiten derselben sind die Wohnungen der Seeleute. Die Thüren werden nur selten verschlossen; manche werden kaum angelehnt;

viele stehen ganz und gar auf, denn die Bewohner des Schiffer-Armenhauses haben keine Geheimnisse zu verbergen. Ein Blick genügt, um die kleinen wohnlichen Räume vollständig zu übersehen. Hier sitzt Einer, beide Hände auf die Kniee gestützt, den Blick am Boden festgewurzelt. Sein Geist weilt fernab an irgend einer Küste und das Bild, das sich in Gedanken vor ihm aufbaut, ist frisch und neu. Ein halbes Jahrhundert hat es nicht mit dem Schleier der Vergessenheit verhüllen können.

Dort mustert Einer die mancherlei kleinen Habseligkeiten, die auf dem Thür- und Fenstersimms stehen. Er hat einen Haarbesen und ein Lederläppchen zur Hand, womit er so behaglich fegt und putzt, daß man glaubt, er erwarte mindestens den Besuch eines vornehmen Capitains. Und doch ist es nur die angelernte niederländische See-Disciplin, die bei dem grausamsten Unwetter einen armen Deckläufer gleichgültig auf den Knieen rutschen sieht, um das Halbdeck von einem Theerfleck zu reinigen, den er aus Versehen gemacht hat.

Hier sitzt Einer am Fenster und legt aus weißen Schnüren feine Platting, die er benutzt, um eine künstliche Matte zu flechten, wie er wohl früher in dienst-

freien Stunden zur See gethan, um bei der Heimkehr die Frau Mutter, oder die Herzallerliebste mit diesem Kunstwerk zu überraschen. Er hat jetzt Niemand mehr, dem er damit eine Freude machen kann und wenn sie fertig ist, legt er sie zu den übrigen.

Und bei aller äußern Stille, Ordnung und Ruhe, die in diesem Hause herrschen, bei aller Abgemessenheit, womit die Bewohner neben einander hergehen — denn nur die einzelnen Backmannschaften halten näher zusammen — welche wilde, nur mühsam unterdrückte Leidenschaften glühen in diesen Herzen und Köpfen. Was der sengende Strahl der indischen Sonne verbrannte, was unter dem eisigen Himmel des Polarmeer's erstarrte, was die wollüstig-warmen Nächte auf der mittelländischen See, oder die stolzen Wellen des atlantischen Oceans in einen festen Schlummer wiegten, hier wachte es allmählig auf. Hier schmilzt die eisige Decke; hier erstehen wie ein Phönix aus der Asche der alte Schmerz und die alte Wonne. Es bedarf nur eines Lautes, vielleicht nur eines Winkes und die längst Verstummten sprechen; die Tauben hören, die Blinden sehen und treten aus ihrer Verborgenheit in den blendenden Tag. Was kann ein einziger Gedanke aus diesem stillen Schif-

ferhause machen, von dessen Dache eben jetzt die Flagge lustig im Morgenwinde flattert und es ist doch weder Sonn- noch Feiertag.

Wollt Ihr wissen, warum es geschieht, so folgt jenem Matrosen in der Rundjacke, der gar rüstig vorschreitet und die Thür des Gitters öffnet, welches das Haus von der Landstraße scheidet.

„Blaujacke ahoi!“ rief ein alter Seemann hinter ihm darein. „Welchen Cours steuert Ihr und bei wem wollt Ihr hier ankern?“

Der Seemann wandte sich um und sagte zur Antwort:

„Komme von Brasilien herüber, wo ich von Kindesbeinen an gewesen bin, um eine alte Theerjacke aufzufinden, die sich hier vor Anker brachte und der ich etwas zu bestellen habe. Wollt Ihr mir sagen, an welchem Pfahlwerk der Matrose Jakob Hauschild sein Fahrzeug verteut hat?“

„Wenn Du mir recht scharf in's Gesicht sehen willst, Jungkerl!“ war die Antwort, „so kannst Du etwas von einem Galion gewahren, das dem Bootsmann Jakob Hauschild ähnlich sieht. Wer bist Du denn, Jungkerl? He!“

Der alte Seemann war ihm an einem Stocke

nachgehumpelt, hielt die Hand über die Augen und sprach nach einer Weile kopfschüttelnd: „Kenne Dich nicht.“

„Das glaube ich wohl!“ entgegnete Jener. „Es sind dreißig Jahre her, als Ihr von Euerm Bruder Hans Abschied nahmt, weil er eine Dirne gefreit hatte, deren Sippschaft nichts von ihm wissen wollte. Soll doch ein tüchtiges Weib gewesen sein, die Elsbeth Lüders und es war meine Mutter. Darum, wenn jetzt noch Einer lebte, der die Nase darüber hochzöge, der soll es mir sagen; ich will ihn darauf ansehen.“

„Ja, nun kenne ich Dich, ohne Dich je gesehen zu haben!“ sagte der Alte. „Bist ganz so ein Unband, wie Dein Vater. Kurzab und husch in's Blaue hinauf wie Blitzpulver. Komm her, Junge; setze Dich zu mir auf die Bank und sprich mir von Deinem Vater; denn daß Du es weißt, ich bin der Jakob-Ohm.“

„Dachte es mir, als Ihr vom Unband spracht,“ erwiederte der Seemann von der langen Reise. „Vater und Mutter, wißt Ihr, gingen mitsammen in See, weil die Sippschaft ihnen das Leben zur Hölle machte. Und weil es ihnen jenseits des Oceans besser

gefiel, als daheim, blieben sie dort. Mir konnte es recht sein, da ich weder hier noch dort zu Hause gehöre, weil ich auf offener See geboren bin."

„So bist Du ein Flaggenkind?" fragte Jakob-Ohm, mitleidig seine Hand nehmend. „Aber wie heißt Du denn?"

„Heiße Hans, wie der Vater und von dem will ich erzählen. Die Mutter starb nach einigen Jahren und von da ab war es mit dem Vater auch aus. Geist und Körper brachen zusammen; nichts machte ihm mehr Freude. Ich war unterdessen Matrose geworden, unternahm weite Reisen, bald nach Columbia, bald nach Mexico und war auch in Ostindien. Als ich von dort nach Hause kam, fand ich den Vater sterbenskrank und als ich mich an sein Bett setzte, sagte er leise: „Gut, daß Du kommst. Seit sie mich daheim verstießen, habe ich der ganzen Sippschaft den Rücken gewendet und bin für mich allein geblieben. Aber jetzt, da ich fühle, daß ich meinen Anker zum letzten Male in den Grund bringen und ihn nicht wieder lichten soll, ist mir anders zu Sinn und wenn auf meinem Kopfkissen eine Handvoll Erde aus des Vaters Garten läge, glaube ich, daß meine Augen sich leichter schlössen." Ich redete

dem Vater zu, er möge es nicht so schwer nehmen, und er antwortete: „Will's so leicht nehmen als ich kann, und das geschieht, wenn Du mir dabei helfen willst. Hast es lange genug unter diesen Breiten versucht und kannst, dem Vater zur Liebe, auch einmal nach dem Norden steuern. Bist Du dann daheim, so grüße alles Land, soweit Deine Augen reichen, vom Vater Hans. Luge aus nach meinem Bruder Jakob und grüße ihn von meinetwegen viel tausend Mal. Er vergebe mir, daß ich nicht wiederkam und sage ihm, er solle sich hart halten. Und wenn Dir Einige von der Gesippe Deiner Mutter begegnen, — kannst schon 'nen Schlag machen, um ihr Kielwasser aufzukreuzen, — dann sage ihnen, daß die Elsbeth ihnen alles Herzeleid vergeben habe und ich thäte es auch." Als Vater Hans dies gesprochen hatte, sah er mich noch einmal freundlich an und dann war es aus mit ihm."

„Gott habe ihn selig!" sagte Jakob-Ohm. „Er war ein Hitzkopf, aber ich habe ihn doch lieb gehabt, immerdar."

„Das heißt Euch Gott sprechen," meinte Hans. „Und nun bringe ich Euch des Vaters letztes Fahrwohl noch eins so gern. Damit seid Ihr mir zu-

gleich als ein Erbtheil zugefallen. Und wem ein Erbtheil zufällt, der nimmt es mit sich heim. So will ich mit Euch thun. Besser, Ihr wohnt an Vaters Statt in meiner Kajüte, als daß Ihr hier das Gnadenbrodt eßt".

„Esse kein Gnadenbrodt, Kind," versetzte Jakob-Ohm. „Freut mich über die Maßen, mehr als ich es sagen kann, daß Du dieses Wort vom Mitnehmen sprachst. Aber mit Dir gehe ich nicht, denn es gefällt mir hier gar wohl."

„Das glaube ich," sagte Hans Hauschild und es klang fast wie ein gutmüthiger Spott. „Sieht ja stattlich genug hier bei Euch aus und die Staatsflagge weht gar lustig von dem Topp Eures Blockschiffes, ob es gleich nicht einmal Sonntag ist."

„Es ist doch Sonntag," erwiederte Jakob-Ohm, sich etwas ereifernd. „Im Hause ward ein Platz frei und sie bringen uns dafür einen Neuen. Wir aber, mein Sohn, wollen einen Augenblick von etwas Anderm reden, damit sich Dein heißes Blut abkühlt, was Dir gute Dienste thun wird. Komm mit mir in's Haus. Ich will Dir meine Kammer zeigen. Habe die sieben und zwanzigste."

Sie gingen hinein.

Unterdessen war der Neuaufgenommene angelangt, mitsammt der grün angestrichenen Seekiste, welche die Proviantkammer, das Kleiderspinde und das Arsenal des Seemannes ist. Es war ein trotziger, finster blickender Gesell, mit einem Gesicht, worin die Leidenschaften tiefe Furchen gruben, und trug einen grauen Bart, der ihm ein noch verwilderteres Ansehen gab. War keine Lust ihn zu betrachten und die Backsgenossenschaft, der er zugewiesen ward, hatte auch nicht von besonderm Glücke zu sagen, das sah man auf ein Haar. Dennoch waren Einige, die gerade vor der Thür herumschlenderten, welche ihm entgegen gingen, ihm zum Willkommen die Hand schüttelten und ihm den Weg zu dem Hauscapitain zeigten. Er sagte ihnen keinen Dank dafür, daß sie ihn zurecht wiesen und für den freundlichen Willkomm hatte er keinen Gegengruß. Er trat in die Stube des Hauscapitains, so fest und trotzig, daß man glauben sollte, er sei der Capitain eines Dreimasters, der, von einer glücklichen Reise heimkehrend, in das Comptoir tritt und sagte: „Da bin ich und bringe Schätze, die Ihr ohne mich im Leben nicht gekriegt hättet."

Kopfschüttelnd sahen sie ihm nach und dem Hauscapitain gefiel das trotzige Wesen auch nicht beson-

ders, denn er blickte verdrießlich vom Tische auf und fragte kurzab: „Wer seid Ihr und was wollt Ihr bei mir?"

„Peter Lüders heiße ich," sagte der Eingetretene mit rauher Stimme. „Und nun werdet Ihr wohl wissen, wer ich bin und was ich will. Hier sind auch die Papiere, die ich an Euch abzugeben habe. Denke, es wird keines daran fehlen."

Der Hauscapitain las eines nach dem andern durch, legte sie vor sich hin und sagte:

„So seid Ihr denn zum Hause gehörig, Peter Lüders. Ihr bezieht die von Euerm Vorfahr bewohnte Kammer, Nummer siebzehn, tadellos eingerichtet. Es versteht sich aber, daß Ihr für Ordnung und Reinlichkeit darin selbst sorgen müßt, denn dafür thut die Verwaltung durchaus keine Dienstleute gut."

„Ein Seemann muß also auf seine alten Tage mit dem Handfeger und dem Dweil hanthiren, wie in jungen Jahren als Deckläufer?" fragte er unwirsch.

„Das ist die Hausordnung," entgegnete Jener kurz, „und wem die nicht recht ist, der kann seines Weges gehen; wir halten Niemand."

„Es ist schon gut. Sagt mir nur alles Andere, was ich wissen muß, auch noch. Es geht dann in einem Aerger hin."

„Nehmt dieses Blatt und leset genau, was darauf steht. Das erspart mir das Reden und Euch das Zuhören. Könnt Euch Zeit dazu in Eurer Kammer nehmen.“

Peter Lüders biß sich auf die Lippen. Sein Gesicht wurde noch röther, als kurz vorher. Einen Augenblick stand er unschlüssig und drehte das Blatt zwischen den Fingern; dann warf er es trotzig auf den Tisch und sagte: „Ich kann nicht lesen.“

„Hätt es mir denken können,“ versetzte der Hauscapitain in einem Tone, worin sich Hohn und Verachtung deutlich aussprachen. „Ein Mann, der lesen kann, hätte nicht so kostbare Dokumente verschleudert, als Ihr von Euerm Vater erbtet. Es standen gewichtige Worte in jenen Papieren. Wer sie festhielt, der konnte in einem stattlichen eignen Hause im Ueberfluß leben, und brauchte sein Haupt nicht in einer fremden Kammer, die er obenein selbst fegen und waschen muß, niederzulegen.“

„Das sagt Ihr mir?“ fuhr Peter Lüders drohend auf. „Ihr?“

„Das thue ich, weil Ihr in so brutaler Weise hier auftretet, wo Ihr doch fein demüthig und bescheiden sein solltet. Ich würde Euch noch vielmehr sagen, wenn mir nicht schon die wenigen Worte leid

thäten, die ich unnütz verlor. Ich will Euch jetzt das Reglement vorlesen. Merkt es Euch genau und befolgt es nach dem Buchstaben; das kann ich Euch nur zu Eurem Besten rathen."

Als der Hauscapitain seine Vorlesung beendet hatte, sagte er kurz:

„Sucht jetzt Eure Kammer auf und richtet Euch ein. Wenn die Glocke läutet, ist es das Zeichen zum Mittagessen und Ihr findet dann Euren Platz unten in der Halle an der achten Back. Geht mit Gott, Peter Lüders und lernt Euch fügen, sonst — so leicht Ihr den Weg hierher gefunden habt, eben so leicht könnt Ihr dazu kommen, ihn wieder rückwärts zu machen."

Als Peter Lüders trotzig seines Weges gegangen war, trat Hans Hauschild ein. Er grüßte freundlich und sagte dann:

„Mit Verlaub, Capitain, ich heiße Hans Hauschild, bin ein Seemann von der langen Reise, und habe meinen Ohm hier gefunden, bei dem ich wohl ein paar Tage bleiben möchte, ehe ich wieder über den Ocean weg in meine Heimath versegle. Bitte Euch also geziemend um Quartier und denke Euch sonst nicht zur Last zu fallen, Herr."

„Das kann ich Euch wohl erlauben," erwiederte der Hauscapitain, der sich den stattlichen Seemann genau ansah. „Ihr müßt es nur nicht übel deuten, wenn ich Euch nicht den gebührenden Rang gebe."

Jener fiel ihm rasch in's Wort und sagte: „Hans Hauschild heiße ich und es ist weiter nichts besonders mit mir. Das Schiff, dessen Deck ich unter meinen Füßen habe, ist mein Eigenthum und ein guter Theil von der Ladung dazu. Was ich besitze, verdanke ich, nächst Gottes Gnade, nur meinem Fleiße und das ist, wie ich denke, das Beste. Danke Euch für Eure Einwilligung und eine Liebe ist der andern werth. Wollte den Jakob-Ohm mit mir nehmen nach meiner Heimath, aber er will nicht von hier. Da denke ich, man muß ihm seinen Willen lassen. Er ist alt und verträgt auch wohl das Verpflanzen in einen fremden Boden nicht mehr. Weil aber ein Haus wie dieses nur für Leute ist, die sonst Niemand auf der Welt haben, der für sie sorgt, so nimmt der Ohm, der doch mich hat, einem Andern den Platz weg. Darum nehmt ein Kostgeld für ihn, welches ich so stellen will, daß es ausreichend ist. Nur bitte ich um Eins. Wir Hauschild's haben stets unsern Kopf für uns gehabt und dem alten Manne könnte es mit

dem Kostgelde nicht genehm sein; darum sagt ihm nichts davon."

Während dieser Worte hatte Hans Hauschild vor dem Hauscapitain eine so stattliche Reihe blitzender Doublonen aufgezählt, daß diesem beinahe die Augen übergingen und er mit der größten Höflichkeit sagte, daß es nicht mehr als gern geschehen sollte, wenn er ihm irgendwie dienen könne. Hans Hauschild aber fiel ihm in die Rede und sprach:

„Keine Aenderungen meinetwegen. Ich wohne in des Ohm's Kammer, wohin Ihr eine Hängematte für mich bringen laßt; dazu kriege ich einen Platz an seiner Back. Wenn dann von Eurem Salzfleisch zur Abendstunde die Kehle trocken ist und ich meiner Backmannschaft einen Tropfen zur Herzstärkung braue, denke ich, Ihr werdet nichts dagegen haben."

Als Hans Hauschild darauf die Stube verließ, erhob sich der Hauscapitain unwillkürlich von seinem Stuhl. Dann überzählte er die Doublonen mehrere Male und besah jeden Einzelnen, ob er auch von ächtem Gepräge sei, denn ein so reiches Geschenk war dem Seemanns-Asyl nicht geworden, seit es seiner Verwaltung anvertraut gewesen.

Allmählig dämmerte der Abend herein. Der Ohm

und der Neffe waren den Tag über in der Kammer geblieben und es war reichlich für sie gesorgt. Sie wußten nichts von dem, was unten geschah und hatten den neuen Ankömmling ganz vergessen. Vieles besprachen sie miteinander und Jakob-Ohm wußte nun genau, wie es dem Bruder in fremden Landen erging und daß er und sein Weib der Sehnsucht nach der Heimath endlich erlegen wären.

„Muß eine schlimme Krankheit sein, die den Menschen bei gesundem Leibe gänzlich aufreibt," sagte der Neffe. „Sie ist schlimmer als der Yellow-Jack in Saint Louis und als das Sumpffieber zu New-Orleans am Missisippi, denn da weiß man doch, woher und warum. Konnten sie denn nicht hierher zurückkehren? Was war es mit der Sippschaft der Mutter, die ich obenein aufsuchen und Beider Verzeihung bringen soll?"

„Davon ist viel und wenig zu sagen, wie man das Ding gerade ansieht," entgegnete der Ohm. „Ich weiß nicht Alles, denn ich war damals gerade über See und der Bruder sehr schweigsam. Wir sind, Du weißt es, in Asselkrug zu Hause, das schon mancher Bursche in einer Fährjolle verließ, der dann die See redlich pflügte. Von denen, die als Jung-

volk über den Deich sprangen, ist mancher als alter Lump am Stock zurückgekehrt. Manche sind auch unterwegs verkommen, oder von dem Hai gefressen, oder sie sitzen, wie ich, im Schiffer-Armenhause. Das ist vieler Seeleute Loos. Einige sind auch mit Geld und Gut gesegnet, und von diesen hatte der Diedrich Lüders am meisten vor sich gebracht, der von Holland aus als Capitain fuhr und bei seiner Heimkehr gleich zwei Bauernhöfe kaufte. Er war sehr stolz, aber er gewann es doch über sich, den Leuten Rede zu stehen und hatte für einen guten Tag allzeit einen schönen Dank, wenn er sich auch nichts Sonderliches dabei dachte. Sein Weib aber hatte er in Holland gefreit. Geld und Gut sollten zum Theil von ihr herrühren, darum wußte sie sich vor Hochmuth nicht zu lassen. Zwischen den beiden Höfen, welche die Lüders'schen Eheleute besaßen, lagen ein paar Wiesen, die dem Bruder und mir gehörten. Die Lüders'schen wollten sie uns abkaufen, um ihren Grund und Boden ungetrennt zu haben; wir aber wollten sie nicht verkaufen weil ohne die Wiesen unsere kleine Wirthschaft nicht zu erhalten war. Darüber wurden sie sehr verdrießlich und der alte Diedrich sagte auf der Kirmis drohend zum Amtmann: Er wollte es dem Volke

schon zeigen. Hätten sie die Wiesen nicht im Guten hergeben wollen, sollten sie es jetzt mit Gewalt thun."

„Sie hatten zwei Kinder die allmählich heranwuchsen. Der Junge hieß Peter und war schon als Knabe eben so aufgeblasen, als sein Vater. Nur war es bei ihm mehr Narrethei, denn der Vater hatte das Seinige wenigstens zum Theil erworben, während der Peter kein anderes Verdienst hatte, als eines reichen Mannes Sohn zu sein. Darum war er schon als junger Bursche in allen Wirthshäusern zu finden, wo er das Geld mit vollen Händen vergeudete und mit denen, die sich vor ihm bückten, und ihm zu schmeicheln wußten, ein Herrenleben führte. Eigentlich sollte Peter ein Bauer werden und zu den beiden Höfen womöglich den dritten und vierten erheirathen. Dazu hatte er aber keine Lust, sondern setzte es durch, zur See zu fahren. Glaube aber nicht, daß es ihm mit dem Seewerk je rechter Ernst gewesen ist, denn er machte nur kurze Reisen und blieb zwischendurch Monate lang am Lande, wo er sein wüstes Leben fortsetzte. Die Alten ärgerten sich wohl darüber, aber sie waren zu schwach, es ihm ernstlich zu verbieten. Keiner vermochte etwas über den Unband, nicht einmal seine Schwester, die holdselige Elsbeth,

die aussah, wie eine von den Engeln, die auf dem Altarbilde zu Asselkrug zu schauen sind. Sie war ein liebes, herziges Ding, die auf dem Kirchgange alle Leute freundlich grüßte, und nicht so steif einherging, wie ihre Mutter, die kaum, wenn der Pastor den Segen sprach, das harte Genick ein wenig beugen konnte. Der Elsbeth war Jedermann gut, und unter den jungen Leuten ein ordentlicher Aufstand."

„Seevolk und Landvolk verträgt sich ohnehin nie; seit aber die Elsbeth täglich schöner wurde, war ein stetes Streiten um sie, und es gab nicht selten Beulen und blutige Köpfe. Elsbeth hatte sich mit einigen Dirnen im Dorfe bekannt gemacht. Das junge Blut zog oft mit einander über Feld und bei solcher Gelegenheit war es, wo Dein Vater zum ersten Male mit ihr zusammentraf. In dem Augenblicke, da er sie zuerst gesehen, sagte er mir, sei ihm gewesen, als ob ihm ein scharfes Messer mitten durch das Herz führe. Von da ab sahen sie sich öfter und es ward bald ruchbar im Dorfe, daß mit dem Hans Hauschild und der Elsbeth Lüders etwas im Werke sei, was dann ein großes Geschrei gab. Es konnte nur Niemand recht dahinter kommen, denn Beide verstellten sich sehr gut und Elsbeth hatte eine Freundin,

die es zu veranstalten wußte, daß sie sich heimlich sahen.“

„Da kam gerade der Peter von einer Beurtfahrt von Amsterdam zurück, und gleich waren welche da, die ihm das Geheimniß steckten. Er schrie laut auf vor Wuth, suchte den Hans in unserm Hause auf und wollte ihm an den Hals. Aber Hans war stärker und warf den tollen Burschen zur Thür hinaus. Dann sagte er zu unserer Base: „Das halte ich nicht länger aus. Dies Heimlichthun ist nicht meine Sache. Ich will zum Vater gehen und ihm ohne Umschweif sagen, wie es mit mir und seiner Tochter steht.“ Die Base wollte es ihm ausreden; aber er hörte nicht darauf und ging geradesweges nach dem Gehöft des Diedrich Lüders, der ihn groß ansah und fragte, was er bei ihm wolle? Kaum hatte er den Namen Elsbeth genannt, als der Alte ihn unterbrach und sagte, dies sei eine Sache, die man nicht auf dem Hofe abmache; sie wollten mitsammen in das Haus gehen. Er brachte den Hans in die große Wohnstube und ehe der es sich dachte, waren auch die Mutter, die Tochter und der Peter da. Das Gesinde trat von der andern Seite ein. Der Alte warf einen stechenden Blick auf den Hans und

sagte: „Wir sind Alle beisammen; bringe Er nun Sein Gewerbe bei mir und meiner Frau an.“

„Als der Hans gesprochen hatte, wollte die Mutter schier ohnmächtig werden. Elsbeth weinte. Peter schimpfte laut und hätte gern drein geschlagen, wenn die Knechte ihn nicht mit Gewalt zurückhielten. Genug, der Hans ward mit Schimpf und Schande von dem Hofe gejagt, und nahm es sich so zu Herzen, daß er schwer erkrankte. Die Elsbeth wurde fortgebracht; wohin, erfuhr ich erst später. Nun fing der alte Lüders an, seine frühere Drohung wahr zu machen. Er warf uns einen Prozeß an den Kopf, von wegen der Wiesen und die Advokaten brachten es durch ihre Kniffe richtig dahin, daß wir diese herausgeben und unser Vatererbe verlassen mußten. Als der Bruder endlich gesund ward, nahm er Abschied und sagte, er wollte wieder zur See fahren; ich solle es auch so machen. Hatten es auch wohl nach dem Verluste nöthig.“

„Erst später erfuhr ich, daß Bruder Hans den Aufenthalt seiner Elsbeth auskundschaftete. Er folgte ihr dahin und da Beide wußten, daß die Eltern doch nie ihre Einwilligung geben würden, wurden sie heimlich Mann und Frau. Der Verräther schläft niemals.

Diedrich Lüders erfuhr Alles, aber zu spät. Die Trauung war geschehen. Da brach der Alte in ein grausames Wüthen aus. Er hob die Hand gegen sein Kind auf und wer weiß was geschehen wäre, hätte der Hans ihn nicht gehalten. Da hat der Vater sein Kind grausam verflucht und sich vermessen, wie ein Hund am Wege zu verenden, wenn er sie je zu Gnaden aufnehme. Das ist der Grund, mein Junge, weshalb Dein Vater mit seiner Frau auswanderte. Die Hand Gottes hat den alten Lüders nachher scharf angefaßt. Peter, der die Schwester los ward, bildete sich ein, das doppelte Erbe könne nie ein Ende nehmen und lebte wilder als jemals in den Tag hinein. Die Aeltern waren zu schwach, sein Tollmannswerk zu verhindern, und sahen doch ein, daß sie der Verarmung immer mehr entgegen gingen. Es soll eine traurige Zeit in dem Hause gewesen sein, bis endlich die Alten am gebrochenen Herzen gestorben sind. Nun hatte Peter vollends freie Hand und trieb noch eine Zeitlang sein Unwesen fort, bis er in die weite Welt ging. In Asselkrug hat er sich nie wieder sehen lassen und Keiner weiß recht, wo er gestorben und verdorben ist.“

Jakob-Ohm schwieg. Hans Hauschild sah ernst

vor sich nieder. So genau hatte er die Geschichte seiner Aeltern nicht gekannt und sie gab ihm viel zu denken. Endlich sagte er: „Hoffe, daß Keiner mehr am Leben ist, der auch nur im Entferntesten zu diesen Lüders gehört, denn es würde mir schwer werden, des Vaters Gebot zu erfüllen.“

Die Dämmerung nahm zu und das Läuten der Glocke rief die Bewohner des Hauses zusammen. „Wir wollen gehen!“ sprach Jakob-Ohm und that einen tiefen Athemzug, den Neffen bei der Hand fassend. „Das stille Grübeln taugt Dir nicht, und je eher Du Alles vergißt, um so besser.“

Sie gingen.

Die Halle gewährte jetzt einen ganz andern Anblick, als am Tage. Bei der vorgerückten Jahreszeit wehte es Abends frisch vom Seestrande herüber und in den beiden Kaminen brannte ein helles Kohlenfeuer. Von der Decke herab hingen an eisernen Ketten drei große Lampen, die ein helles Licht verbreiteten. Längs den Wänden standen, von Bänken und Schemeln umgeben, die Tafeln der einzelnen Backmannschaften und auf jedem derselben brannten zwei Lichter auf blanken Messingblakern. Die meisten Tafeln waren schon besetzt. Hier und da fehlten nur

einige der gewohnten Besucher. Alle hatten die Pfeife zur Hand und wer es zu zahlen vermochte, vor dem stand ein Krug mit Bier, oder ein Glas mit steifem Grog. Wer aber die Zeche nicht halten konnte, sah den Andern zu, oder nippte aus des Nachbars Kanne, indem er diesem zuflüsterte: „Ein anderes Mal bin ich daran.“ Die Backsmaaten schwatzten mitsammen, und da die Unterhaltung ziemlich lebhaft war, entstand ein Gebrumm, als ob man an stillen Sommerabenden von ferne her die See allgemach an das Ufer heranrauschen hört. Ging man aber an die einzelnen Tische näher heran, dann war es kein bloßes Gebrumm, sondern man vernahm deutliche Worte. Und die Worte erzählten seltsame Geschichten, ernste und kurzweilige, wie der Seemann sie unter allen Breitengraden erlebt, und immer gern wieder erzählt, oder sich erzählen läßt.

Die alte Fabel ist es von dem Riesenschiffe, welche sie drüben zu lachen macht. Jenes Schiff, das von einer entlegenen Küste kam, wo die Menschen so hoch wachsen, wie bei uns die Bäume und wo sie mit Felsblöcken spielen, wie bei uns mit Federbällen. Dort ward auf den Werften ein Schiff gebaut, wie man keines wiedersehen wird, das segelte nach Nor-

den. Als es wieder zum Lande kam, traf es sich, daß England und Frankreich zusammengewachsen waren. Weil es aber seinem Buge etwas bieten konnte, segelte es mit voller Kraft dagegen und schob das Land zu beiden Seiten fort. Vorher warf es, um sich zu erleichtern, einen Theil seines Ballastes aus, und daraus entstand die Insel Whigt. Die Seitenborde waren mit weißer Farbe bestrichen und diese rieb sich an das Land im Durchschrammen ab, weshalb auch die Küste zwischen Dover und Calais noch immer ein kalkmäßiges Ansehen hat. Das Deck war so groß, daß wenn das Schiff durch den Wind gelegt werden sollte, die Bootsmanns-Maaten vier und zwanzig Stunden vorher vom Halbdeck Steuerbord und Backbord abritten, um es überall anzusagen. In jedem der drei Mastkörbe hatte man schöne Weideplätze für das mitgenommene Vieh angelegt. Und damit es der Mannschaft zu keiner Zeit an frischer Nahrung fehle, waren die Umwallungen dieser Wiesen reichlich mit Kohl, Rüben und andern Gemüsen bepflanzt. In dem Tagebuche des Schiffes stand als ein seltener Fall aufgezeichnet, daß eines Tages bei dem Beginn der Reise ein Leichtmatrose abhanden kam und man glaubte, er sei über Bord gefallen. Als aber die Reise beendet

war, begegnete man unten im Raum einen steinalten Mann, der zwischen den umherliegenden Kasten und Kisten herumkroch. Das war der Leichtmatrose, der sich dorthin verlaufen hatte und noch immer nicht den rechten Weg zu Deck hatte finden können.

Derweilen erzählte ein Anderer, wie er in den Gewässern von Manilla die Barkasse eines Indienfahrers steuerte und von den Piraten in so großer Masse überfallen wurde, daß deren Dschonken die Barkasse schier zerdrückt hätten. Die Mannschaft wehrte sich soviel wie möglich; aber sie hätten doch erliegen müssen, zumal der Führer der Barkasse das Unglück erlebte, daß ein Pirat ihm den rechten Arm mit einem Entermesser gerade vom Leibe herunter hieb. Das war ein harter Schlag und der Führer der Barkasse gab das Spiel verloren, worauf die Piraten ein fröhliches Lied anstimmten. Darüber ergrimmte er dermaßen, daß er mit dem gesunden Arm den abgehauenen ergriff und den andrängenden Piraten damit rechts und links um die Ohren schlug, bis ihnen grün und gelb vor den Augen wurde und sie das Weite suchten. Als der Schiffsdoktor von diesem Abentheuer hörte, sagte er: „Es ist schade, wenn ein solcher Heldenarm verloren geht. Ich will ihn vom Unter=

gange retten.“ Darauf hat er ihn köstlich balsamirt und mit glühenden Nadeln an den Rumpf festgenäht. Auch bestrich er ihn mit einer Salbe, die so kräftig war, daß der Arm darnach festwuchs, als hätte er nie auf dem Grund der Barkasse gelegen. „Und wer es mir nicht glauben will,“ sagte der Erzähler, indem er seine beiden gesunden Arme weit von sich streckte, „daß ich der Führer der Barkasse war, der hat es mit mir zu thun.“

Dieweil die Backsmaaten diese Geschichte mit lachenden Gesichtern anhörten, stocherte Einer die Kohlen im Kamin auf, daß die Funken knisterten und die Flammen fußhoch aus der Gluth aufschlugen. Ein alter Matrose mit verschmitzten Augen zog die Monkeyjacke fester um den Leib und meinte: „Das thut dem alten Körper wohl und ich segne jetzt das Feuer, während ich von Tagen zu erzählen weiß, da ich es zehntausendmal verwünschte. Es war nämlich zu der Zeit, als die Bremer es zuerst den Holländern nachmachen und auf Ostindien fahren wollten. Weil sie aber noch den rechten Weg nicht wußten, obgleich ich doch am Bord war, den sie nur hätten fragen dürfen, fuhren wir weit über Ostindien hinaus, der Sonne immer mehr auf den Leib, die so heiß brannte,

daß sie das Pech in den Fugen kochte und wir durch die Spalten genau sehen konnten, was im Zwischendeck vorging. Zur Mittagszeit durfte der Koch die Pfannen nur mitten auf das Deck stellen und die Beefsteaks fleißig umdrehen, so waren sie in kurzer Zeit fertig. Endlich that die Sonne ihr Werk nicht blos oberhalb der Wasserlinie, sondern sie machte sich auch unter derselben bemerkbar. Die Planken trockneten so fest zusammen, daß die Fische nach Belieben aus- und einschwammen, und mit unsern Waarenballen Bekanntschaft machten. Vergeblich mühten wir uns noch, die Rinnen zuzustopfen, als eine Stimme vom Deck herunterschrie: „Land! Land!“ Wie der Blitz waren wir oben und sahen eine Insel vor uns, die wohl ein Stück von der Sonne selbst sein mochte, denn sie glühte wie ein überheizter Ofen und man konnte das Feuer hoch aufwirbeln sehen. Weil wir nun fürchteten, mit dem Schiffe zu verbrennen, beschlossen wir zu ankern. Zu unserm großen Schrecken sahen wir, daß die Anker, sammt den Ketten weggeschmolzen waren. Nun war guter Rath theuer und wir wären verloren gewesen, wenn nicht gerade jetzt Weihnachten gekommen wäre, worauf es Schnee und Eis vollauf gab und wir unsern Weihnachtsbaum in Ruhe aufputzen konnten.“

So schwatzten sie weiter, fröhlich und guter Dinge. Sie schnitten immer ärger auf, denn ist der Seemann am lustigsten, erzählt er Abentheuer auf Abentheuer, die keiner glaubt und er selbst am allerwenigsten.

Um diese Zeit war es, als Jakob-Ohm mit seinem Neffen in die Halle trat. Die Backsmaaten rückten zusammen und Hans Hauschild sprach so freundlich mit ihnen, daß sie ihn bald gern hatten und ihm zunickten, als er ein Paar Flaschen mit gutem Stoff vor sich hinstellte, und einen Punsch braute, wie die alten Seewölfe ihn lange nicht getrunken hatten. Sie schwatzten unbefangen und hatten weder Auge noch Ohr für den ungehobelten Gast, der an einer der nächsten Tafeln das Wort führte und seiner Genossenschaft kein sonderlich erwünschter Zuwachs schien. Das war der Neue, der heute erst seinen Einzug in das Schifferhaus hielt, und zu dessen Begrüßung die Flagge aufgezogen ward. Man ließ es ihm auch nicht undeutlich merken durch finstere Blicke und beharrliches Schweigen. Er achtete nicht darauf, sondern richtete sein Augenmerk auf die Back, woran Jakob-Ohm mit seinem Neffen saß. Der Punsch erregte seine Begierde. Rasch trat er näher und das Glas ergreifend, das Hans Hauschild eben

für seinen Ohm eingeschenkt hatte, sagte er lachend:

„Das läßt sich trinken. Frisch auf, mein Junge. Noch Eins!“

„Du kannst Gott danken, daß ich hier als Fremder zu Gaste bin,“ versetzte Hans Hauschild erregt, „sonst wollte ich Dir Deine Unverschämtheit anstreichen. Denke aber, Jakob-Ohm, daß Ihr als Aeltester der Maatschaft dem Manne die Wege weisen werdet.“

Jakob-Ohm hatte sich voll Entrüstung erhoben. Als er aber den ungehobelten Gesellen näher ansah, schrak er zusammen. Doch bezwang er sich mühsam und fragte:

„Wie bist Du hierher gekommen?“

„Das fragt ein Narr!“ entgegnete Jener barsch. „Durch die Thür. Bin erst seit ein paar Stunden im Hause, sehe aber schon, wie es hier steht und werde Euch bald auf die Beine helfen. Wer ist denn das alte Wrack, das mich hier anpreit?“

Der Ohm antwortete nicht, sondern suchte seinen Neffen auf alle Weise zu bereden, mit ihm die Halle zu verlassen. Hans bezeigte aber dazu keine Lust und meinte:

„Die Hauschilds laufen vor keinem Menschen in der Welt, am wenigsten aber vor so einem ungehobelten Burschen, den des Bootsmanns Katze viel zu wenig mit ihren Pfoten strich. Wer ist es denn?“

Aber ehe ihm noch Jemand antworten konnte, sprang der Fremde auf Hans Hauschild zu, hielt ihm die geballte Faust entgegen und schrie:

„Sage es noch einmal, daß Du ein Hauschild bist und ich will Dich mit den Zähnen zerreißen.“

„So zerreiße mich denn und siehe zu, ob ich es gutwillig leide. Ich bin Hans Hauschild geheißen und ein Sohn des Mannes, der sich eine ferne Heimath sucht, weil sie ihm hier, um des Weibes willen, das er gefreit hatte, gestohlen wurde.“

Er wollte weiter sprechen, aber Jakob-Ohm hielt ihm erschrocken den Mund zu und flüsterte:

„Das ist ja Peter Lüders, der verkommene Bruder der armen Elsbeth.“

Bei diesen Worten fuhr Hans Hauschild zusammen. Er richtete den starren Blick auf den wüsten Gesellen mit ergrautem Haar und begann so heftig zu zittern, daß er niedersitzen mußte. Er rang, dem Peter Lüders gegenüber mühsam nach Fassung.

Die ganze Halle gerieth in Aufruhr. Einer ging, um den Hauscapitain zu rufen.

Hans Hauschild, ruhiger geworden, machte sich von dem Alten los:

„Laßt mich gehen, Jakob-Ohm. Ich bin ganz wieder bei mir und weiß recht gut, was ich zu thun habe. Meines Vaters letzten Willen muß ich erfüllen und das soll alsbald geschehen.“

Er trat dicht an Peter Lüders heran, der sich vergeblich loszureißen bemühte und gotteslästerliche Flüche ausstieß:

„Wenn Ihr Peter Lüders, der Bruder meiner armen Mutter, Elsbeth Lüders, seid, so habe ich eine Botschaft von meinem Vater an Euch auszurichten.“

„Verdammt sind Euer Vater und Eure Mutter! Laßt mich los, Ihr Hunde! Er soll unter meinen Faustschlägen verenden.“

„Ihr seid eine Bestie, wie ich in meinem Leben wenige gesehen!“ sagte Hans Hauschild verächtlich. „Es wird mir schwer, Euch gegenüber meine Pflicht zu thun. Peter Lüders, ich sage Euch von Vaterswegen, daß er Euch in seiner letzten Stunde von Herzen vergeben hat, was Ihr ihm und Eurer Schwester Böses zufügtet. Er hat mir befohlen, Euch das aus-

zurichten und wenn Eure Zeit um ist, mögt Ihr daran denken, daß Euch diese Sünde nicht drücken soll."

Das Gesicht des Peter Lüders verzerrte sich zur Fratze. Mit einem gewaltigen Ruck machte er sich die Arme frei, ergriff ein auf der Backstafel liegendes Messer und stürzte damit laut fluchend dem Hans Hauschild entgegen. Der alte Ohm, der seinen Neffen keinen Augenblick aus den Augen ließ, warf sich an seine Brust und schrie gleich darauf:

„Ich bin hin!"

Mit Blut überströmt sank der alte Mann in die Arme des Neffen. Der Hauscapitain trat ein und ließ den Mörder festnehmen.

Jakob-Ohm ward auf sein Lager gebracht. Der Neffe verließ ihn keinen Augenblick: „Ich dachte es gut zu machen, daß ich hierher kam und bin nun Schuld an Eurem Tode."

„Gräme Dich darum nicht, mein Junge," sagte der Alte mit matter Stimme. „Besser ich, als Du. Meine alten Knochen waren mir oft eine Last. Darum gieb mir zum Abschiede die Hand. Stete Backstagbrise, mein Junge, und ein handliches Steuer. Ich will Deinen Vater grüßen und die Mutter."

Der Alte schloß die Augen.

Drei Tage später ward die Flagge auf dem Dach des Schiffer-Armenhauses wieder gehißt, aber diesmal nur auf halber Stange. Die Schiffe, die in der Nähe ankerten, machten es nach. Um Mittag begann ein feierliches Läuten auf dem nahen Kirchthurm. Paarweise gingen die Bewohner des Hauses hinter dem Sarge her und verschwanden mit demselben hinter der Kirchhofsmauer. Als sie zurückkamen von dem frommen Werke, nahm Hans Hauschild einen stummen Abschied von dem Hauscapitain, winkte den Andern einen Gruß mit der Hand zu und ward von dem Tage ab in dieser Gegend nicht mehr gesehen.

VII.

Zwei Stelzfüße.

Wenn man sich in Blankenese am Strande zwischen der Dampfschiffbrücke und der Fährtreppe befindet und die Richtung nach dem Kösterberg einschlägt, entdeckt man jenseits des Werftes ein Häuschen im rein niederländischen Styl, zu welchem einige granitne Stufen hinanführen. Darin hauset ein Wirth mit einem Stelzfuße, der Bier schenkt und außerdem mit allen zehn Fingern gegen die Fensterscheiben trommelt.

Der Wirth hat viele Zeit zum Trommeln. Nur selten betritt ein Gast seine niedrige Stube. Er fragt in seiner Wohlhäbigkeit aber wenig darnach. Als ich das erste Mal bei ihm eintrat, kostete es ihm sichtliche Ueberwindung, seine Trommelstudien zu unterbrechen und nach dem Bierkruge zu hinken.

Ich sah den Lindenblättern zu, die am Fenster

im Sonnenschein spielten. Die Elbe befand sich gerade in dem Zustande der höchsten Erniedrigung, das heißt, es war die tiefste Ebbe. Mein Wirth trommelte stärker und endete mit dem kurzen Wirbel, den der Schiffstambour schlägt, wenn der Capitain Steuerbords Halbdeck betritt.

Gleich darauf trat ein anderer Stelzfuß in die Stube. Zwischen beiden Stelzfüßen fand indessen ein wesentlicher Unterschied statt. Der Wirth war kurz, rundbäuchig und fett von Angesicht. Wenn er zufällig sein linkes Bein mit dem Stelzfuße ansah, dankte er Gott, daß sein rechtes wohl erhalten war und strich sich schmunzelnd das Kinn.

Der Gast, lang und mager, konnte mit gleichem Stolze sein gesundes linkes Bein betrachten. Er that es aber nicht, sondern nahm einen Zinnkrug von der Wand, füllte ihn aus dem aufgelegten Fasse, stellte ihn mit einem „Wohl bekomm's!“ auf den Tisch und nahm dem Fenster gegenüber Platz. Kaum war das geschehen, so unterließ der Wirth das Trommeln und setzte sich zu dem Gaste, wobei die Stelzfüße der Beiden einen schwachen Zusammenstoß erhielten. Er bezahlte mit höchst ernsthafter Miene das Bier, das Jener gebracht, und that einen herzhaften Zug.

Der Gast steckte das Geld ein, trank und schob dem Wirth den geleerten Krug zu. Dieser füllte ihn und Jener bezahlte mit dem vorhin empfangenen Gelde. Derselbe Auftritt wiederholte sich nach einiger Zeit in umgekehrter Ordnung, ohne daß Beide ein lautes Wort gesprochen hätten.

Endlich blieb der Krug unberührt zwischen den Beiden und streckte neugierig seine Schaummütze in die Höhe. Plötzlich stand der Wirth auf und begann zu trommeln. Der Gast horchte eine Zeitlang, dann stampfte er mit dem Stelzfuß und rief laut: „Klar zum Gefecht!“ Und wie Donnerrollen dröhnte es durch die Stube, daß das Fenster bebte und der Wirth kirschbraun im Gesicht wurde.

„Nun weiß ich es wieder,“ sagte der Gast nach einer Pause und drückte dem niedersitzenden Wirthe die Hand. „War mir fast aus dem Gedächtniß gekommen.“

Ein wunderliches Paar diese beiden alten Schiffsgasten. Ihr Trommeln und Zutrinken bedeutete eine ganze Geschichte.

Christian hieß der Wirth und Jakob der Gast. Dorfkinder waren Beide und die schmuckſten Bursche weit in der Runde. Das wußten die Dirnen unten

am Strande, wie oben auf der Höhe. Und Anna wußte es auch. Sie kamen in ihres Vaters Haus, der ein wohlhabender Fischer war und sich nicht wenig auf die schöne Tochter zu Gute that. Christian hatte ein stattliches Gewerbe, sammt einem Thaler Geld und war deshalb ein willkommener Schwiegersohn. Die Anna hielt sich aber zu dem Jakob, der nichts hatte, als seine treuen, blauen Augen und sein wettergebräuntes, ehrliches Gesicht. Als Christian merkte, daß er zurückgesetzt ward, erhob er drohend die Hand und sagte:

„Wenn Du um die Dirne freist, breche ich Dir den Hals!“

„Oder ich Dir den Deinigen!“ erwiederte Jakob kalt und wich nicht einen Zollbreit.

Nun legte sich der Vater der Dirne darein. Er wollte sie zum Altar schleppen, um sie mit dem Christian trauen zu lassen. Sie aber sagte:

„Todtschlagen könnt Ihr mich, aber meinen Willen habe ich für mich. Dem Jakob habe ich mein Wort gegeben und das behält er, bis er es mir selbst zurückgiebt. Das aber thut er nicht, darauf kenne ich ihn.“

Darnach ging sie in ihre Kammer und fragte wenig

nach dem Toben des Vaters und des abgewiesenen Freiers.“

Jakob hörte und sah von dem Allen nichts. Er war in seiner Betrübniß bereits zum Dorf hinausgegangen, um nie wieder zu kehren. Mit einem Hamburger Schiffe segelte er nach Brasilien und weiter, wo nur immer blaues Wasser fließt. Aber die Liebe findet — trotz aller Ferne — ihre Wege. Anna hatte bald erkundschaftet, wohin Jakob gegangen war und wie man eine Botschaft an ihn gelangen lasse. Sie schrieb, daß sie in heller Verzweiflung sei und dem Vater davon laufen wolle, mitten in das Elend hinein. Müßte sie dann auch Zeitlebens darin bleiben, sei es ihr doch lieber, als jedes Wohlleben mit dem Christian.

Als der Jakob das las, ward ihm heiß zu Sinn. Seine Brust hob sich und ein Strahl der Freude drang aus seinen Augen. Das dauerte aber nicht lange. Es faßte den armen Burschen so wunderbarlich, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen und er weich gestimmt wurde, wie in jener Stunde, als er vor Jahren in Nienstädten confirmirt wurde und der alte Pastor die Hand segnend auf sein Haupt legte. Darauf setzte er sich hin und schrieb der Anna nichts als die Worte:

„Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden.“

Diese Worte drangen scharf wie ein Pfeil in die Brust des Mägdleins. Sie sprach kein Wort und legte den Brief auf den Boden ihrer Lade. Als der Vater des andern Tages zu ihr eintrat und fragte, ob sie nun endlich den Christian nehmen wolle? antwortete sie demüthig:

„Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden.“

Nun sollte eine fröhliche Hochzeit gehalten werden. Christian lud in seinem Uebermuthe den Jakob, der unterdessen heimgekehrt war, zum Zeugen. Aber gerade als der Küster die Lichter auf dem Altar anzündete, rief der erschreckte Vater:

„Jesus! Sie ist todt!“

Dem Christian war es unheimlich im Orte. Ihm war es, als sei er Schuld an dem Tode des Mägdleins. Als sie nun gar in der Lade der Anna die Zeile fanden, die Jakob an die Geliebte geschrieben, lief er fort nnd sagte, er wolle nicht wiederkehren.

Plötzlich gab es Krieg. Die großen Engländer wollten den kleinen Dänen zu Kopf und Alles, was ein Ruder führen und ein Tau in den Block scheeren

konnte, mußte an Bord der Kanonenschiffe. Es fügte sich, daß Christian und Jakob an demselben Tage an Bord desselben Schooners commandirt wurden. Sie gingen sich aus dem Wege, soweit sie konnten, wenn aber dennoch ihre Augen sich begegneten, sprühten sie eitel Flammen.

Da lief eine englische Brigg luswärts auf den Schooner zu und man machte Alles klar zum Gefecht.

„An die Geschütze!“ scholl es über Deck, während der Danebrog von der Gaffel wehte und der Wimpel lustig im Winde flatterte. Christian und Jakob wurden zu demselben Geschütz kommandirt und standen Brust gegen Brust, Auge in Auge. Das Blut trat ihnen in die bleichen Wangen und die geballten Fäuste hoben sich, als beginne zugleich mit der Schlacht ein Einzelkampf auf Tod und Leben.

Da krachte ein Schuß und aus einer Geschützpforte der englischen Brigg sauste die Kugel über das Verdeck des dänischen Schooners. Christian und Jakob stürzten zu gleicher Zeit zu Boden. Dem Einen hatte die Kugel das rechte, dem Andern das linke Bein weggerissen. Als der Schooner sich zwei Stunden später mit starker Havarie dicht unter Land zog, hatte der Chirurg sein schweres Werk vollendet und beide schwer

Verwundete lagen im todesähnlichen Schlummer neben einander.

Der Krieg war zu Ende und die Wunden vernarbten. Die beiden stattlichen Blankeneser Burschen kehrten als Stelzfüßler heim. Aber die verhängnißvolle Kugel hatte aus zwei Feinden die treuesten Freunde gemacht. Ihre gemeinsame Liebe ruhte im Grabe. Sie wurden die Wächter dieses Grabes. Und damit es nie heiße, der arme Jakob esse bei dem reichen Christian das Gnadenbrod, hat der Letztere es eingeführt, daß er keinen Krug Bier trank, bevor ihn der Jakob nicht kredenzte und ehe er nicht das Signal zum Gefecht gegeben, dessen erste Kugel den Haß tödtete und die Liebe erweckte.

VIII.

Der Hafenarzt.

Dort, hart am mittleren Bollwerk steht des Hafenarztes Haus, welches er am liebsten seinen Zweidecker nennt, weil es zwei Stockwerke hat. Der unterste Raum ist als Magazin an verschiedene Schiffslieferanten vermiethet. Rechts wohnt ein Blockdreher, dessen Wände mit Lägels, Kauschen, Blöcken und Kloten von oben bis unten behängt sind. Links hält ein Schneider seine Niederlage seemännischer Bekleidungsstücke feil, die mit dem leichten Segeltuchschuh des Westindiers beginnt und mit der Pelzmütze des Grönlandsfahrers endet. Zwischen beiden Gewölben ist ein halb dunkler, langgestreckter Flur. Die vergoldete Tonne über der Thür, die zu demselben führt, deutet an, daß der durstige Seemann hier ein Gläschen für's Nüchterne findet; kalt oder warm, je nachdem Wind

und Wetter es fügen. Der Grog nicht heißer, als die Sonne unter der Linie, und nicht brauner, als das Gesicht eines mexikanischen Mulatten. Auf diesen drei Pfeilern ruht die Wohnung des Hafenarztes.

An der dunkelgefärbten Hausthür haftet ein blank polirtes Messingschild mit dem Namen des Arztes und einem großen lateinischen D. vor demselben. In den vier Ecken des Schildes entdeckt man auf den ersten Blick einen unklaren Anker, welcher andeuten soll, daß der Doktor bereit ist, jedem Seemanne, mit dem es nicht steht, wie es soll, die nöthige Hülfe aus der Lappdose seines Kabelgats, womit er seine Hausapotheke meint, zu bringen. Darum kreuzt auch zu jeder Tageszeit in der Nähe dieser Thür irgend ein Seemann, nicht ohne Gefahr, wenn auch nicht an der Mützenpyramide des Kleiderhändlers, oder an den Gien- und Takelblöcken des Blockdrehers, so doch an der vergoldeten Tonne zu stranden, die über der Thür der Schenke leuchtet.

Es ist noch früh. Der Doktor steht am Fenster und sieht auf den Mastenwald, der sich vor ihm ausdehnt. Es ist für ihn der Schauplatz der süßen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und des Wirkens, auf welchem er den größten Theil des Tages zu finden ist.

Der Doktor ist ein Mann in den besten Jahren. Er war der Sohn eines armen Wundarztes, der es für ein Glück ansah, daß der Jüngling in den Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie treten und nach der Pestbeule Batavia unter Segel gehen konnte. Die Militair-Hospitäler an den Ufern des Jakatra und die Zwischendecke in den Compagnieschiffen sind treffliche Schulen für einen Arzt, den die Nothwendigkeit zwingt, lange Jahre darin auszuhalten. Wer als Schüler seinen Einzug hält, tritt als vollendeter Meister aus. Nur umgeben von Seeleuten aller Farben und Nationen, ist er mit den Sitten und Gebräuchen derselben vertraut. Das wissen die Matrosen. Darum haben die wirklich Kranken ein unbegränztes Zutrauen zu ihm, während die künstlich Leidenden ihm so weit aus dem Wege gehen, als nur möglich. Wäre aber Einer zur Hand, der ihn zu überlisten meinte, der finge sich in der eigenen Schlinge.

Ein invalider Matrose, der des Doktors Hochbootsmann und Bottelier ist, öffnet die Thür und meldet:

„Liegt Einer mit backen Segeln auf der Rhede und will Euch anpreien.“

„Laß ihn vollbrassen und binnen laufen,“ entgeg-

nete der Doktor und herein tritt eine Rundjacke mit etwas verwildertem Gesicht, den rechten Arm steif herunterhängend:

„Habe ein Anliegen, Doktor!“

„Wer seid Ihr, Mann?“

„Heiße Hans und bin Matrose auf der dreimastigen Galiot „Schiedam.“ Bin heute zum Ladebaum kommandirt, was aber nicht angeht, da mein Arm so steif ist, daß ich ihn nicht rühren kann.“

„Dann muß Euer Steuermann das nicht verlangen. Kranke dürfen nicht belästigt werden. Er muß ein Einsehen haben.“

„Hat es nicht, Doktor. Ihm fehlt's an Gaben. Ist ja nur eines Raddrehers Sohn vom Blockwerft.“

Der Doktor sah den Matrosen fest an und sagte: „Will Euch einen Schein geben. Ihr dürft dem Ladebaum nicht zu nahe kommen.“

„Dank, Doktor. Wäre auch mein Tod. — He? Was macht Ihr? Warum drückt Ihr meinen Arm so teufelsmäßig fest?“

„Muß doch wissen, wo das Uebel sitzt. Haltet Euch ruhig. Ihr seid schlimmer daran, als Ihr wißt; darum will ich Euch ein Mittel geben. Aber Ihr

müßt es auch brauchen und meine Anweisung genau befolgen."

„Will Euch folgen, wie das Kielwasser dem Schiff. Was habe ich zu thun?"

„Zuerst müßt Ihr Euch in Eure Koje begeben und Euch nicht rühren."

„Will festliegen, wie ein wohlgesurrter Anker im Binnenhafen."

„Und essen dürft Ihr nur wenig."

„Will mit einem handlichen Stück Pudding und Salzfleisch zufrieden sein."

„Dafür sollt Ihr, um bei Kräften zu bleiben, Morgens und Abends einen steifen Grog haben."

Der Matrose sah den Doktor fragend an. Seine Augen leuchteten.

„Meine es im Ernste, Mann. Wer nicht ißt, muß wenigstens trinken und die erste Ration will ich Euch selbst bereiten."

Der Doktor trat zu einem Schrank, der mit Flaschen, Dosen und Büchsen gefüllt war. Er streckte die Hand nach dem obersten Bord aus, konnte aber nicht zu demselben hinaufreichen und sagte ärgerlich:

„Das kommt davon, wenn man zu klein ist. Die

kleine Bauchflasche da oben, mein Junge. Prachtvoller Rum das."

Der Matrose folgte jeder Bewegung des Doctors. Bei dem Anblick der so gepriesenen Flasche strahlte sein Gesicht. Er trat näher und sagte:

„Bin länger als Ihr, Doktor. Will sie schon greifen."

Er hob den an den Leib gepreßten Arm leicht empor und ergriff die Flasche. Der Doktor nahm sie ihm aus der Hand und sagte:

„Sehe, daß mein Mittel geholfen hat, ehe es noch gebraucht ward. Stellt Euch ruhig an den Ladebaum und wenn es Euch hier und da wehthut, laßt von dem Steuermann etwas festgedrehten Hanf auflegen, das wird den Schmerz vollends vertreiben. He! Wer ist noch draußen?"

Der Matrose mit dem lahmen Arm schlich, grimmig fluchend, hinaus. Andere traten ein. Der Letzte war ein ältlicher Mann, auf dessen Gesicht die Spuren einer überstandenen Krankheit deutlich zu sehen waren. Er stellte sich, den Hut in der Hand, linkisch grüßend vor den Doktor hin, der ihm zurief:

„Da seid Ihr ja, Nils Peters. Freut mich, daß Ihr das rechte Fahrwasser wiedergefunden habt.

Hattet Euch weit vom Steuerkurse entfernt und waret nahe daran zu stranden."

„Doktor, Ihr seid ein tüchtiger Lootse. Habt dazu gethan, daß ich meinem Dienst als Jollenführer wieder vorstehen und für mein Volk zu Hause Brod schaffen kann. Mußtet viele Male die enge Treppe zu mir hinaufklettern, Doktor. Wollte Euch dafür meinen Dank sagen und auch sonst meine Schuldigkeit thun."

Der Seemann griff in die Tasche. Der Doktor kam ihm zuvor und sagte rasch:

„Ich nehme nie Geld, bevor der Kranke nicht vollständig kurirt ist. Da habt Ihr Eure letzte Ordre, die Ihr pünktlich befolgen müßt. Es ist kalt früh Morgens und spät Abends, Mann. Geht schnurstracks zu dem Schneider unter mir; sucht Euch die wärmste Jacke aus, die Ihr findet, und bezahlt sie mit dem Gelde, das Ihr da zwischen den Fingern haltet. Dreht durch den Wind und steuert über Backbords Halsen zur Thür hinaus, denn da kommt ein anderes Galion in Sicht."

Das Vorzimmer des Doktors ward endlich leer und dieser schritt zur Thür hinaus. Rechts und links grüßend ging er dem Hafen zu, oft still stehend, wenn

er angeredet wurde, oft aus eigenem Antriebe ehemaligen Patienten das Wort gönnend.

„Guten Morgen, Peter Bormann. Laß es sachte angehen! — Der läuft auch durch Gottes Gnade und mit meiner Hülfe noch einige Kabellängen weiter. — Nun, Frau Behn, wie sieht es aus mit Ihrem Jungen? Schon am Bord wieder? Nun, es geht ja nach der Havannah und ich denke, die westindische Sonne wird das kalte Fieber vollends aus ihm heraustreiben. Hollah! Meine Jolle!"

„Hier, Doktor!" rief der Jollenführer, der an dieser Stelle für den Dienst des Doktors stationirt war. „Ihr möchtet doch drüben zur Kellerwirthin in der blauen Flagge kommen. Ihre Tochter, die schmucke Gretel, will sterben."

„Das soll sie bleiben lassen," entgegnete der Doktor erschreckt und kletterte die steile Treppe hinab, die in den Keller führte, der die blaue Flagge hieß.

Das junge Mädchen saß in der Ecke bei'm Ofen, ohne auf den Doktor zu achten, der sie als sein liebes Pathchen begrüßte, ihre Hand nahm und an den Puls fühlte:

„Ist die krank?" fragte er nach einer Weile verwundert, die Mutter anschauend.

„Todtkrank, Doktor," betheuerte diese. „Sie will nicht essen und trinken und spricht kein Wort, außer daß sie sterben will."

„Dann wollen wir sie bei ihrem Vorsatze nicht stören, denke ich."

„Ach!" sagte die Alte. „Treibt nicht einen so grausamen Spott. Ich sage Euch, sie ist schwer krank."

„Und was ist die Ursache der Krankheit, Frau? Geht mit der Sprache frei heraus, oder ich ziehe meine Hand von Euch ab."

Die Mutter zog den Doktor seitwärts und flüsterte ihm zu:

„Dachte es mir gleich, daß aus der vornehmen Bekanntschaft nichts Kluges herauskommen würde. Erst eitel Juchhe und hintendrein das O weh!"

„Das kommt davon, wenn Ihr statt Bier und Branntwein für Eures Gleichen auszuschenken, Eure Tochter an einen mit Madeira und Havanna-Cigarren aufgeputzten Tisch niedersetzt. Das merken unsere jungen Steuerleute sich und machen sich hinterdrein über Euch dummes Volk lustig!" schalt der Doktor und wandte sich an die noch immer schweigsame Dirne, indem er nach dem Hut griff:

„Steht schlimm mit Dir, mein Kind. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben."

Der Doktor ging. Die Mutter hielt ihn fest und rief ihm zu:

„Und Ihr verschreibt ihr keine Medizin? Soll sie nichts bekommen?"

„Für eine Krankheit wie diese, ist in meiner Lappdose nichts zu finden," antwortete er, sich losmachend von der Alten und ging. „Das Mittel, was hier helfen soll, muß aus einer andern Apotheke kommen. Will sehen, ob ich es finde."

Gleich darauf fuhr der Doktor in den Hafen hinein und sagte zu seinem Bootführer:

„Ihr seid in der blauen Flagge bekannt, Claus?"

„Liege dort seit zehn Jahren in Schlafstelle, Doktor;" war die Antwort.

„Werdet sie auch wohl nicht verlassen, da die Leute sagen, Ihr freitet um die schöne Grete."

„Ich?" antwortete Claus mit offenem Munde und ließ beinahe die Ruder fahren. „Das würden mir die feinen Capitainssöhne anstreichen, die um das hochmüthige Ding herumschwärmen. Ist etwas Apartes mit ihrer Schönheit, wie sie sagen. Mein Geschmack wäre es nicht. Aber die Flaggenwirthin ist eine

alberne Person und die schmucken Deckläufer sind der Grete ihr Unglück."

„Alle wohl nicht," sagte der Doktor forschend. „Aber vielleicht Einer."

„Ihr trefft den Nagel auf den Kopf," antwortete Claus zustimmend. „Da ist der Capitain des „Java", ein stolzer ostindischer Hans, der nicht weiß, ob er mehr Rupien im Sack, oder mehr Gicht in den Beinen hat."

„Will Der die Grete freien?" lachte der Doktor laut auf.

„Er nicht; aber sein Sohn, der Steuermann. Die schmucke Blaujacke ist hinter dem Dinge her, wie der Delphin hinter dem fliegenden Fisch. Als es der alte Ostindier erfuhr, ward er wüthend und schwur, lieber die blaue Flagge in die Luft zu sprengen, als die Betteldirne seinem Sohne zum Weibe zu geben. Darauf hat es zwischen Beiden einen heftigen Zank gesetzt und es ist zum Bruch gekommen. Das sind Brüche, die schwer heilen und deshalb hat es sich die Grete so zu Herzen genommen, daß sie sterben will, wie die Mutter sagt."

„Larifari!" Davon stirbt Keine!" entgegnete der Doktor, und fuhr von seinem Sitze auf, da seine

Jolle von einem leichten Gigboot überholt ward, dessen Steurer ihm zurief, er möge so schnell als möglich an Bord des „Java" kommen, um dem kranken Capitain desselben beizustehen.

„Sobald ich Zeit habe," entgegnete der Doktor, der einen Augenblick darauf eine nordische Holzjacht enterte und dem Steuermann, der ihm entgegen trat, fragte:

„Was macht der Junge?"

„Ist nicht viel Leben mehr in ihm, glaube ich," entgegnete dieser gleichgültig. „Der Capitain läßt Euch sagen, Ihr möchtet nicht so viele theuere Pflaster verschmieren."

„Verdammt ist Euer Capitain!" fuhr der Doktor auf. „Der Junge ist im Dienst des Schiffs verunglückt und muß auch auf Kosten des Schiffes geheilt werden. Wenn Ihr Eure Takelblöcke besser gestroppt hättet, würden sie beim Aufwinden nicht reißen und einem armen Jungen im Herabstürzen den Kopf zerschlagen. Soll ich auch den Hals brechen in Eurem wackeligen Zwischendeck? Laßt eine Laterne anzünden."

Die Laterne ward gebracht und der Steuermann sagte brummend:

„Ist das ein Wesen mit dem grünen Jungen, der Niemanden gehört und um den sich Niemand kümmert. Läuft ja doch sein Lebtag als ein Findelkind in der Welt herum, wenn er auch wieder zusammengeflickt wird.“

Der Doktor hielt die Hand über die Augen, weil das grelle Licht in der Laterne ihn blendete, und fragte:

„Wo bist Du?“

„Hier!“ entgegnete eine feine Knabenstimme aus der nahen Koje.

„Rühre Dich nicht, mein Junge,“ sprach der Doktor, der sich zu ihm setzte und ihn aufmerksam betrachtete, während sein Gesicht immer heiterer wurde.

„Muß ich nun sterben, Doktor?“ flüsterte das Kind. „Der Steuermann sagt es und meint, es schade nichts, denn Findelkinder brächten einem Schiffe immer Unglück.“

„Das Unglück, daß Du über diesen verrotteten Kasten bringst,“ sagte der Doktor grimmig, „soll darin bestehen, daß der Capitain erst noch ein paar theure Pflaster bezahlen und Dich dann recht stattlich ausfüttern soll. Auch will ich auf Schiffs-Unkosten für einen Wärter sorgen, der Dir besser zur Hand geht, als Deine Maaten zu thun scheinen. Muth, mein

Junge. In vier Wochen sollst Du springen, wie der lustigste Matrose drei Stunden nach der Abmusterung."

Er stieg zu Deck und indem er über den Fallreep weg in seine Jolle trat, rief er dem Steuermann zu:

„Braucht Euch um den Jungen nicht weiter zu kümmern. Ich sende einen Mann hierher, der auf den Kranken achten soll und wird nicht befolgt, was der Wärter verlangt, so bringe ich den Jungen für Schiffsrechnung in das Seehospital. Will Euren Capitain lehren, seinen Ladeblock in einen festen Stropp zu binden."

Die Hauptkajüte des „Java" war mit allem Luxus ausgestattet, der dem Capitain eines Ostindienfahrers zu Gebote steht. Dieser selbst saß in einem weichgepolsterten Sessel, die Beine mit Decken verhüllt, einen Tisch mit erlesenen Erfrischungen besetzt zur Seite. Die beiden Kajütenwächter, die zu seiner Bedienung bereit standen, sahen voll Furcht zu dem strengen Gebieter auf, der in der übelsten Laune war, und tausend Sturmböen auf den Doktor herabfluchte, der so ungebührlich lange auf sich warten lasse. Endlich trat Dieser ein, hörte gelassen das Poltern des

Capitains, nahm ein Glas Wein vom Tische und es behaglich schlürfend, sagte er:

„Aechte Perle Constantia. Aecht, wie Euer Zipperlein.“

„Das Ihr kuriren würdet, wenn Ihr ein Doktor wäret, der etwas verstände.“

„Ich will es kuriren, aber Ihr wollt es nicht, denn Ihr thut nichts von Allem, was ich Euch verordne. Ueberdies habe ich es Euch zehn Mal gesagt, daß eine Kajüte nicht der Ort ist, wo man solche Kranke mit Erfolg behandelt. Ihr müßt an die faste Wall kommen.“

„In Euren nach Haferschleim riechenden Lazarethen soll ich mich herumtreiben?“ entgegnete scheltend der Kranke. „Will nicht.“

„Ihr müßt, oder ich gebe nicht das Zehntheil einer Rupie für Euer Leben. Andere Wohnung und andere Pflege sind nothwendig. Die beiden Kajütenwächter da mögen ganz tüchtig sein, wenn es Bramsegel festzumachen oder Außen-Clüver zu beschlagen giebt. Aber Eure Krankenwärter müßten entweder Haare auf den Zähnen oder Rosen auf den Wangen haben, um Euch bändigen zu können, wenn Ihr raset. Meine es gut mit Euch, darum folgt mir.

Sollt nicht in das Hospital. Habe in meinem Zweidecker ein Paar Kajüten leer stehen, darin sollt Ihr gehalten werden, wie der Lord-Admiral von Großbritanien. Gesund sollt Ihr werden und zahlen sollt Ihr auch."

„Was kümmert mich der goldene Bettel? Klart Ihr meine Beine, pflastere ich Euch Eure Kajüte mit Rupien."

„Gold will ich nicht. Ich will etwas Besseres."

„Ihr meint das?" fragte der Ostindienfahrer und öffnete ein Kästchen, das mit kostbaren Perlen und Steinen angefüllt war.

„Perlen sind eine schöne Sache," entgegnete der Doktor. „Perlen in den Augen eines schönen Mädchens, geweint aus Liebe und Dankbarkeit, sind ungleich köstlicher. Ihr wißt etwas von meinem Pathchen, der blassen Grete aus der blauen Flagge? Bitte, regt Euch nicht auf, sonst packt Euch das Zipperlein doppelt scharf. Das arme Kind grämt sich und will sterben."

„Soll abfahren mit . . ."

Ein Blick des Dockters machte ihn verstummen. Jener sagte ernst:

„Dafür bleibt ich Ihr mein Schuldner. Im Uebri-

gen aber nehmt Ihr Euern Sohn, den Ihr versto-ßen habt, wieder zu Gnaden auf und gebt ihm das Kind, das er liebt, zum Weibe, oder ich lichte meinen Anker und bleibe dem Galion des „Java" so fern als nur immer möglich."

Der Ostindienfahrer gerieth bei dieser Erklärung außer sich. Er war überzeugt, daß der Doktor, der ihm schon öfter hülfreich war, auch dieses Mal Genesung bringen werde. Ihn befiel ein heftiger Husten, woran er zu ersticken drohte und braunroth im Gesicht wurde. Der Doktor kam ihm zu Hülfe und sagte, als Jener sich mühsam erholte:

„Der Tod sitzt Euch auf den Lippen. Wollt Ihr, daß Euer Sohn auf die Minute warte, da Ihr Euere letzte Fahrt antretet? Nehmt lieber von mir Gesundheit und glückliche Tage in dem Kreise Eurer Kinder."

„Nun denn," entgegnete der Ostindier und sah den Doktor mit einem spöttischen Lächeln an. „Ich will meine Einwilligung geben und die Verlobungsringe an dem Tage wechseln lassen, wo ich aus eigenem Antriebe den Sailors-Dance vor Euern sichtlichen Augen tanze."

„Satan von einem Ostindier!" brummte der Dok-

tor in den Bart. Er sann einen Augenblick nach, füllte sein Glas, das er mit Wohlbehagen leerte und sagte dann:

„Es gilt! Ihr tanzt und ich pfeife. So haben wir den Ball vor der Verlobung. Aber Morgen müßt Ihr zu mir ziehen."

„Gut!" sagte der Ostindier, den Doktor verabschiedend, der nun seine Runde im Hafen vollends beendete und dann wieder in den Keller der blauen Flagge hinabstieg, zu deren Wirthin er sagte:

„Nehme einen vornehmen Kranken in's Haus; den Capitain des „Java" wißt Ihr, dessen Sohn bei Euch zu verkehren pflegte. Brauche eine weibliche Bedienung für den alten Herrn. Schade, das Euere Grete darnieder liegt. Das wäre so etwas für das gute Kind."

Grete, die aufmerksam zugehört hatte, näherte sich dem Doktor und fragte rasch:

„Könnte ich es nicht versuchen, Herr Pathe?"

„Beileibe nicht! Wo denkst Du hin? Bist ja todtkrank und willst sterben."

„Mein Anton ist hier gewesen, Herr Pathe. Das hat mich so gestärkt. Ich glaube, wenn ich mich recht schone heute, kann ich morgen ausgehen. Es wird

der Mutter blutsauer, die Wirthschaft zu erhalten und es ist meine Pflicht, ihr zu Hülfe zu kommen.“

Der Doktor hatte die Hand des Mädchens in die seinige gelegt und sagte:

„Also der Anton ist hier gewesen und hat das stockende Blut wieder in Bewegung gesetzt? Da sieht man es, wie die jungen Bönhasen einem ehrlichen alten Arzte in's Handwerk pfuschen. Ist das ein Puls! Nun Frau, Ihr könnt Euer Kind ohne Gefahr ausgehen lassen und wo mein Zweidecker vor Anker liegt, wird sie ja wohl auch noch wissen.“

Mit diesen Worten begab sich der Dokter auf die Heimreise.

Am andern Tage um die Mittagsstunde ließ der Ostindier seine Ankunft melden. Er ward aus dem Boot in das Haus des Arztes getragen und blieb, von zweien seiner Matrosen unterstützt, vor der geöffneten Thür des Wohnzimmers stehen. Darin saßen an einem wohlbesetzten Tische mehrere alte Seeleute, die es sich gut schmecken ließen. Der Doktor ging von Einem zum Andern:

„Nimm Dir noch das Stück Kalbfleisch, Lorenzen, Du bist noch lange nicht bei Kräften und brauchst sie doch so nothwendig. — Hollah, Peter Lund, Du

gießest Dir Dein Glas nur halbvoll und ich habe Dir doch verordnet, es bis zum Rande zu füllen. — Schau nur, wie der braune Jakobsen Dir begehrlich zusieht. Nur Geduld, mein Junge, noch kann ich Dir den Wein nicht erlauben, aber in vierzehn Tagen kommt die Reihe an Dich. Dann soll es schmecken! — Nun, Kinder, seid Ihr satt? So dankt Gott und meinen reichen Patienten, die so bezahlen müssen, daß ich die armen mit durchschleppen kann. Prosit die Mahlzeit, Jungens, bis Morgen; dann soll Hans Johannsen seine Lieblingsschüssel haben."

Die Kostgänger des Hafenarztes gingen grüßend an dem Ostindienfahrer vorüber, der sie über die Achsel ansah und dann sagte:

„Hoffe nicht, daß ich mit diesen Leuten zusammengebracht werden soll?"

„Wo denkt Ihr hin?" entgegnete Jener. „Eure Wohnung liegt ganz abgesondert. Folgt mir, wenn es Euch beliebt."

Die Matrosen geleiteten den Ostindienfahrer über den Flur. Der Doktor war vorauf gegangen, und indem er die gegenüber liegende Thür öffnete, sagte er zu den begleitenden Matrosen:

„Bis hierher und nicht weiter. Packt Euch an

Bord und was Ihr an Passagiergut heranschlepptet, das nehmt nur wieder mit. Ich kann dem Capitain schon mit dem Nothwendigen aus meinem Kabelgat aushelfen."

Er nahm den Arm des Ostindiers, wobei ihm sein alter Hoochbotsmann und Bottelier hülfreiche Hand leistete. Dieser Letztere blieb bei dem Ostindier und sagte:

„Auf Befehl des Doktors bin ich jetzt bei Euch und was ich Euch an den Augen absehen kann, das will ich thun. Nur müßt Ihr nichts verlangen, was gegen die Ordre ist."

„Wer hat hier Ordres zu geben?" fuhr der Ostindier auf.

„Der Doktor und kein Mensch anders. Aber setzt Euch in diesen Stuhl. Es wird gleich für Euch aufgebackt werden."

Mit grimmigem Gesicht setzte sich der Ostindienfahrer auf den dargebotenen Stuhl, der härter war, als ein mit einer Persenning zugedecktes Ankertau. Sein Auge streifte ein junges Mädchen, das mit freundlichem Gruße eintrat, zwei verdeckte Schüsseln auftrug und sich dann mit einem: „Wohl bekomme es dem Capitain!" wieder entfernte.

„Wollen sehen, was des Doktors Cambüse vermag,“ sagte der Ostindier, der einigen Appetit verspürte. „Nach der Art und Weise zu urtheilen, wie er das Gesindel futterte, läßt sich etwas Gutes vermuthen.“

Er hob die Deckel ab und fuhr erschreckt zurück, als er eine magere Suppe und ein eben so mageres Gemüse vor sich sah. Er wetterte alles Unheil auf den Doktor herab und endigte damit, daß er die Schüssel an die Erde warf.

Gleich darauf trat der Doktor ein und sagte: „Wenn Ihr da unten essen wolltet, hättet Ihr es gleich sagen sollen.“

Der Kranke trumpfte tüchtig auf und der Doktor nicht minder. Der Letztere blieb Sieger in dem Kampfe und sagte zum Schlusse:

„Ihr seid nun einmal in meine Macht gegeben und ich rathe Euch, still zu halten. Für diesen Fall verspreche ich Euch wieder in den vollen Genuß Eurer ostindischen Herrlichkeiten zu setzen und Euch geschickt zu machen, den versprochenen Sailors Dance zu tanzen.“

„Und wenn Ihr raset, wie ein bengalischer Tieger! Dazu bringt Ihr mich nicht.“

„Wer weiß!“ sagte der Doktor mit einem vielsagenden Blick und ließ den scheltenden Kranken allein.

Die Zeit ging, wie man zu sagen pflegt, in's Land. Der Kranke hatte sich wohl oder übel gefügt. Er ließ sich mit stillem Grimme die magere Kost und das harte Lager gefallen und konnte selbst auf Augenblicke freundlich dreinschauen, wenn das junge Mädchen, welches stets zur Hand war, so oft er etwas bedurfte, bei ihm eintrat. Er redete sie später sogar aus eigenem Antriebe an, ließ sich von ihr erzählen und versprach, sobald er aus dieser schäbigen Kajüte erlöst wäre, sie ordentlich zu bedenken. Das Mädchen war aber auch über die Maßen liebenswürdig und hätte dies niedliche Galion nur einige schwache Begriffe vom Kaperwesen gehabt, wer weiß, was aus dem stolzen Ostindier geworden wäre.

Da trat eines Morgens der Doktor zu ihm ein und sagte gut gelaunt:

„Großmächtigster Nabob, Ihr seid hiermit losgesprochen und könnt gehen, wohin Ihr wollt. Wenn Ihr meinem Rathe folgt und Eure Herrlichkeiten mit Besonnenheit genießt, könnt Ihr noch eine Zeitlang auf den neu calfaterten Beinen umherlaufen. Meine

Schuldigkeit habe ich gethan; es ist nunmehr billig, daß Ihr die Eurige thut."

„Ihr wißt, was ich Euch versprochen habe."

„Euer Mammon schiert mich nicht. Ihr sollt fröhliche Menschen machen und selbst fröhlich sein. Was sagt Ihr zu dem Mädchen, daß so treu bei Euch aushielt?"

„Ich will sie ausstatten, wie eine reiche Kaufmannstochter."

„Das sollt Ihr auch. Aber ich will für sie nicht blos das eingerichtete Haus; ich will für sie auch den Mann, der in das Haus gehört. Nicht wahr, Grete? Der Capitain soll Dir einen Mann geben? Und zwar diesen Mann."

Er wies auf den Sohn des Ostindiers, der mit seinem Mädchen eingetreten war und dieser brach los:

„Also darum um mich herum gekreuzt, wie eine Avisojacht? Aber den Spaß will ich Euch doch verderben."

„Wollt Ihr?" fragte der Doktor spitz. „Nun, zu jedem Unternehmen braucht der Mensch die nöthige Stärke, also auch Ihr. Darum wollen wir für jetzt an die Geschichte nicht weiter denken, sondern in aller Ruhe zu Mittag essen."

Der Doktor führte seinen Gast aus dem Krankenzimmer, das dieser bislang bewohnte und öffnete die gegenüber liegende Thür. Kaum aber hatte der Ostindier die Schwelle überschritten, als der Doktor die Thür hinter sich abschloß und lachend ausrief:

„Laßt Euch die Zeit nicht lang werden, bis die Suppe kommt. Könnt unterdessen den Sailors-Dance einüben, den Ihr tanzen werdet, Ihr mögt wollen oder nicht.“

Der Ostindier stand wie verdonnert in dem wüsten Gemach. Kein Stuhl, kein Tisch war darin. Nichts, als die kahlen Wände. Diese waren, wie der Fußboden, mit kleinen holländischen Fliesen belegt. Man sah auf den ersten Blick, daß es eine Darrkammer in einer ehemaligen Schiffsbäckerei war. Eine solche hatte in dem Hause des Doktors vor längerer Zeit bestanden und sie wurde jetzt noch zu verschiedenen häuslichen Zwecken benutzt. Oft auch diente sie den Launen des Doktors, wie eben jetzt.

Vergebens rannte der Capitain des „Java“ gegen die Thür. Sie wankte nicht. Er wollte das Fenster öffnen und um Hülfe rufen; allein es war so hoch angebracht, daß er es nicht erreichen konnte.

Plötzlich fuhr er jach in die Höhe. War es

Traum oder Wirklichkeit? Der Fußboden wurde warm. Er hatte nicht die glasirten Fliesen bemerkt, weil eine dünne Decke darüber gebreitet war. Unter diesem Boden war ein Ofen und der Commandant des „Java“ hatte Gelegenheit, die Wiedergeburt seiner Füße zu erproben. Je heißer die Fliesen wurden, je schneller eilte er darüber hin. Er stand bald auf dem einen Fuß, bald auf dem andern und sprang umher, bis ihm der Athem verging und der Schweiß in Strömen von seiner Stirn floß.

Da öffnete sich die Thür und der Doktor rief, eintretend:

„Ihr habt getanzt, also keinen Grund mehr, Euch zu weigern. Thut Euch den Gefallen und schreit die Leute nicht zusammen, sonst erzählt man sich morgen im Hafen, was wir Beide jetzt nur allein wissen. Ihr habt die Grete, während sie bei Euch ist, lieber gewonnen, als Ihr selbst glaubt, und wenn Euch nicht das Zipperlein festhielt, wäret Ihr mehr als einmal hinter ihr drein gelaufen. Baut eine Kajüte auf festem Boden, laßt Euern Jungen den „Java“ führen und gebt ihm die Grete zum Obersteuermann, so stehe ich dafür, die Mannschaft des Ostindienfahrers wird im steten Wachsen bleiben. Ihr lacht?

Dann seid Ihr schon halb gewonnen und bei Tische soll Euch das junge Volk den Rest geben. Hollah Ahoi!"

„Halloi!" antwortete des Doktors Hochbootsmann und Bottelier. „Was soll es geben?"

„Laß aufbacken, mein Junge und fülle die Gläser bis zum Rande. Es giebt eine Verlobung und die Hochzeit kommt hinterdrein."

„Hurrah!" antwortete Jener und humpelte weiter, um die Befehle seines Herrn zu vollziehen.

Acht Tage später war der „Java" von unter bis oben mit Flaggen bedeckt, der würdige Schmuck eines Brautschiffes. Und alle anderen Schiffe im Hafen hatten, dem reichen Ostindier zu Ehren, ihre Staatsflaggen aufgehißt. Der Doktor aber, der zwischen all den Herrlichkeiten umher fuhr, sagte zu seinem Jollenführer:

„Claus, mit der blauen Flagge geht es zu Ende, weil die Schwiegermutter eines Ostindienfahrers keine Jollenführer-Herberge mehr halten kann. Aber in dem Zweidecker des Doktors ist eine Koje für Dich aufgeschlagen; die kannst Du heute noch beziehen."

IX.

Der Sühnepokal.

Ein Anhängsel zu Altona's 8. Januar.

Das ist nun schon lange her. Die Bäume in der Pamaille waren noch ganz klein, und Capitain Rieß, der seit länger als dreißig Jahre auf dem heiligen Geist=Kirchhofe ruht, machte damals seine Jungfern=reise als Spielvogel.

Es war in den ersten Tagen nach Neujahr. Seit vier und zwanzig Stunden hatte der Wind scharf aus Nordost geweht und es fror grimmig. Dann bezog sich der Himmel und dichte Schneemassen, fortgewirbelt vom fliegenden Sturm, fielen herab.

„Hollah Ahoi!" rief ein alter Schiffsmaat, der an der Ecke des großen Brauerhofes stand, als sich gerade eine starke Böe entlud. „Wirft mir der Hans Ungeschick all' sein Spritzwasser in's Gesicht

und dazu ein paar alte Dachpfannen als zerbrochenes Takelwerk um die Ohren. Hollah Ahoi, Du altes Nordwestrings=Gesicht! Wirst nicht ein abgetakeltes Wrack hier beilegen? Dächte doch, du hättest mich mein Lebstage genug draußen in offner See geschüttelt, und könntest mich wohl hier an der fasten Wall in Ruhe lassen. Treibe über Steuer und lasse einen alten Seeschwalker, den Du matt und müde machtest, in seine Hängematte kriechen."

Und als ob der Nordwest ein Einsehen hatte, holte er einige Augenblicke Athem, so daß es dem alten Seemann gelang, seinen Weg fortzusetzen. Er dachte aber nicht daran, sich in die Hängematte zu lootsen, sondern stand vor einem niedrigen Häuschen und schlug drei Mal mit dem mächtigen Klopfer gegen die Thür. Langsam schob sich der Riegel zurück und eine Stimme fragte von innen:

„Wer preit die Kajüte des alten Thomas Hansen zu dieser Stunde an?"

„Matthes Matsen, Du alte Theerjacke!" entgegnete der Seemann draußen. „Will mein Galion auf Eurer Rhede vor Anker bringen, wenn es Euch recht ist."

Die Thür flog weit auf und der Ankommende ward mit einem schallenden Handschlage begrüßt.

„Nicht auf der Rhede, sondern im Binnenhafen; nicht draußen auf dem Deck, sondern in der Staatskajüte sollt Ihr den besten Platz einnehmen. Kommt und wärmt Euch aus. Eure alten Glieder können es brauchen. Und Dank vor Allem, daß Ihr mir die Ehre anthut und meiner Einladung folgt.“

Bald saßen die beiden Seeleute in der wohlerwärmten Stube am Kachelofen, die lange holländische Pfeife im Munde und Jeder ein Glas kräftigen Punsch vor sich.

„Gut, daß Ihr mich hier vor Anker gebracht habt,“ sagte Matthes Matsen, behaglich den erquickenden Trank schlürfend. „Es hing an einem Haar, daß ich weithin nach Lee verschlagen ward, denn es wehte eine scharfe Brise.“

„Zwei Brisen sind erst eine Kühlte,“ entgegnete Thomas Hansen gleichmüthig. „Zwei Kühlten machen einen Wind, und erst zwei Winde einen Sturm. Haben wohl anderes Unwetter bestanden, als das heutige ist, da wir noch gute Maatschaft hielten auf See.“

„Aber keines, wo der Wind so von allen Ecken und Kanten Schlag und Gegenschlag bietet, und durch die engen Straßen von allen vier Seiten der

Windrose zu gleicher Zeit pfeift!" rief Matthes Matsen.

„Doch, mein alter Backsmaat. Absonderlich weiß ich von einem solchen Tage. Ihr wart nicht mit dabei. Aber zwei andere gute Altonaer Kinder haben es mit mir erlebt. Gott verleihe ihnen eine fröhliche Urstätt. Sie sind für alle Zeiten glücklich vor Anker gebracht."

„Amen!" sagte Matthes Matsen andächtig und fuhr nach einer Pause fort:

„Was war das für ein Gespinnst, Backsmaat? Willst Du mir eine Liebe thun, so rolle es vor mir auf, denn ich höre gar gern solche Seegeschichten erzählen, da ich sie nicht mehr erleben kann."

„Es war schon der Mühe werth," entgegnete Jener," und es soll Euch nicht entgehen, wenn wir erst unsere Schuldigkeit gethan haben. Ihr seht, die alte Katharine hat den Tisch gedeckt, und schon drei Mal mit dem Messer gegen das Kelchglas geschlagen. Das bedeutet: Schaffen! Unten und oben: Schaffen!"

Matthes Matsen war schon eine geraume Zeit am Lande, aber er hatte nicht vergessen, daß Schaffen die Tischzeit am Bord bedeutet und ließ sich be-

haglich nieder an der gastlichen Tafel. Darauf stand des Seemanns Lieblingsschüssel am Lande: Blaugesottene Karpfen mit dem dazu gehörigen Aufwande an Kartoffeln und frischer Butter, sammt dem nöthigen Rothwein zum Schwimmen.

Nachdem darauf die Mahlzeit gehalten war, säuberte Katharine den Tisch und setzte Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen auf, als ob es zu Weihnachten wäre. Der Gast aber sagte zu dem Wirthe:

„Alter Maat, jetzt wäre es Zeit, mir das vorhin versprochene Gespinnst abzuwickeln.“

Thomas Hansen entgegnete ernst: „Das geht nicht so, alter Backsmaat. Dazu sind einige Vorbereitungen nöthig und müssen wir vor allen Dingen dazu aus dem Sühnepokal trinken.“

„Sühnepokal?“ fragte Jener neugierig. „Was ist das für ein Pokal und was hat es damit für eine Bewandtniß?“

„Das sollt Ihr alsbald sehen und hören!“ antwortete Jener, öffnete einen Wandschrank, holte aus demselben einen silbernen Pokal und stellte ihn mit einer gewissen Feierlichkeit mitten auf die Tafel.

Matthes Matsen betrachtete dies seltsame Gebahren mit einem leichten Staunen und wandte dann

dem Pokal seine volle Aufmerksamkeit zu. Es war ein stattliches Gefäß, zu welchem eine tüchtige Menge Silber verbraucht worden. Am Fuße desselben, wie auf dem Deckel war reichliches Schnitzwerk angebracht, und der Knopf des letzteren bestand aus einer goldenen Grafenkrone. Die Vorderseite des Rumpfes wies das Bild einer brennenden Stadt, die sich in dem vorüberfließenden Strom wiederspiegelte.

Unterdessen hatte Thomas Hansen eine Flasche alten spanischen Weines herbeigebracht und sprach zu dem Freunde:

„Wißt Ihr, was heute für ein Tag ist?"

Jener besann sich einen Augenblick und sagte dann:

„Es ist, wenn ich nicht irre, der achte Januar."

„So ist es. Der Strom aber, den Ihr da auf dem Bilde seht, ist die Elbe und die brennende Stadt unser Altona. Nun aber will ich Euch zutrinken aus dem Sühnepokal und dann mögt Ihr mir zuhören."

Thomas Hansen füllte den Pokal mit dem duftenden Weine, hob ihn mit einer gewissen Feierlichkeit und trank dem Freunde zu. Dieser that ihm stehend Bescheid und Beide nahmen nun ihre behag-

lichen Plätze an dem warmen Ofen wieder ein, den Pokal zwischen sich und Matthes Matsen freute sich, aufmerksam horchend, des Gespinnstes, welches sein Backsmaat vor ihm aufrollte.

„Es war eben so kalt als heute. Der Nordwest brachte ein Schneetreiben, wie Ihr es vor ein paar Stunden erlebtet und eine Januarnacht war es auch. Aber der Boden unter uns war nicht fest, sondern das schwankende Deck einer leckgewordenen dänischen Brigg in voller Havarie und als Fahrwasser die schäumende, brausende See zwischen den Skären an der Küste von Gothland. Wir hatten einen Knoten in die Flagge geschlungen und sie einen halben Tag lang an der Gaffel baumeln lassen; aber das Nothzeichen ward von Niemandem bemerkt. Wir hatten die einzige Kanone, die wir besaßen, mit dem Rest von Pulver geladen, der am Bord war, aber dieser Schuß verhallte ungehört und der letzte Abendschimmer verschwand vollends. Da setzten wir in voller Verzweiflung den Cours auf die faste Wall und ehe wir es uns versahen, stieß die Brigg gegen eine Klippe, so stark, daß sie vom Kiel bis zum Topp schütterte.

Sie gab sich am Buge und am Spiegel zugleich aus-einander und die heranstürzenden See'en rissen uns über Bord."

„Ich hatte die Besinnung verloren und fand sie erst wieder, als ich geborgen am Lande war. Mit dem ersten Morgengrauen hatten Fischersleute das Wrack bemerkt, und waren zur Hülfe herbeigeeilt. Mich fanden sie bewußtlos an die Eisen der großen Rüst festgeklammert und konnten mich nur mit Mühe davon losmachen und in ihr Boot bringen. Zwei meiner Maaten, den Zimmermann Claus und den Leichtmatrosen Behn fischten sie an einer andern Stelle auf. Gott tröste die Beiden. Sie sind nachmals in Ostindien vom yellow Jack geholt. Von den Uebrigen wurde keiner gerettet, und so bin ich allein übrig, der von dem Ungemach jener Nacht und von dem Sühne-pokal erzählen kann."

„Es war eine armselige Hütte, worin wir die Augen wieder aufschlugen. Uns aber däuchte sie eine Staatskajüte zu sein und der Sturm, der noch immer heulte, als wollte er die zerrissenen Skären vollends zertrümmern, klang uns wie eine liebliche Musik, denn wir hatten nichts mehr von ihm zu fürchten. Das Weib des Fischers hockte vor einem Haufen

feuchten Seegrases, das nicht brennen wollte. Der Fischer selbst brachte uns einen Schluck, um uns zu erwärmen und fragte nebenher, ob Einer unter uns sei, der einen Mundvoll schwedisch verstehen könne. Als ich sagte, ich verstände ihn wohl, fragte er mich, was für Landsleute wir wären und wie das Schiff heiße, von welchem sie uns herunter geholt? Ich nahm all mein Schwedisch zusammen und sprach:

„Ich heiße Thomas Hansen und bin Steuermann auf der Brigg die draußen zertrümmert liegt. Sie gehört in Altona zu Hause und von daher bin ich auch gebürtig, sammt den beiden Andern, die Ihr zur Nacht binnen lootstet.“

„Kaum hatte ich diese Worte mit genauer Noth gesagt, als der Mann aufsprang, als wenn er von einer giftigen Schlange gestochen sei und mit einem lauten Schrei zur Thür hinausrannte. Sein Weib vergaß, das Feuer vollends anzublasen, ging handschlagend und unaufhörlich sprechend umher und brachte uns in Gefahr, im Rauch zu ersticken.“

„Wir sahen uns einander an, so gut wir es bei dem schlechten Lichte vermochten, das der flackernde Kiehnspan von sich warf, aber es war unmöglich, sich mit dem Weibe zu verständigen. Endlich — es mochte

wohl eine Stunde oder mehr vergangen sein — hör-
wir ein helles Klingeln und bald darauf stampften
mehrere Pferde draußen ungeduldig den Boden. „Was
wird das?" fragte ich und gewahrte mehrere Männer
eintreten, die uns mit warmen Pelzen bekleideten und uns
so verwahrten, daß wir ohne Schaden eine Reise nach
dem Nordpol hätten machen können. Dann wurden
wir in die bereitstehenden Schlitten getragen und
Heidi! ging es im sausenden Galopp. Ich glaube,
die wilden Bestien liefen an acht oder neun Knoten
Fahrt. Wir fuhren erst über freies Feld, dann ging
es eine schmale Straße entlang, die sich zwischen stei-
len Bergen hinzog und dann saus'te es, wie es schien,
mitten in diese Berge hinein. Es war aber ein hohes
Schloßthor, durch das wir fuhren und in einen gro-
ßen Hof gelangten, der mit Fackeln hell erleuchtet
war. Mehrere Diener hoben uns aus den Schlitten
und brachten uns in ein großes Zimmer, wo uns
ein Herr empfing, der uns sofort an den Puls griff,
woraus wir schlossen, daß es ein Doktor sei. Er schien
sehr zufrieden, sagte uns, daß wir in diesem Zimmer
wohnen würden, daß in den Kammern nebenan unsere
Betten stünden und das für unsere Bewirthung bestens
gesorgt werde. Darauf ging er hinaus."

Thomas Hansen hielt mit seiner Erzählung inne und nahm zur Stärkung einen tüchtigen Schluck aus dem Sühnepokal. Sein Maat that ihm redlich Bescheid und sagte dringend:

„Spinne weiter, alter Schwalker, spinne weiter. Es trifft sich selten, daß unsereins in vornehmen Schlössern Einkehr hält, und ich möchte wissen, wie es Euch dort fürder ergangen.“

„Uns ging es mehr als gut,“ fuhr Thomas Hansen fort, sich wieder zurecht rückend. „Wir wurden gehalten, wie die Herren, bekamen reiche Geschenke an Kleider und Geld, so daß uns, was wir für unser Theil bei dem Schiffbruch einbüßten, drei- ja vierfach ersetzt wurde. Auch erschien der Doktor alle Morgen und alle Abend, sprach uns guten Muth ein und erkundigte sich angelegentlich, ob wir nach dieser oder jener Sache ein Verlangen trügen? Sie solle sofort herbeigeschafft werden. Wenn wir aber in ihn drangen, zu sagen, wie es komme, daß man uns hier so gastlich aufnähme; wer der Herr dieses Schlosses sei, der so großmüthig gegen arme Schiffbrüchige handle und ob wir ihn nicht sehen und ihm unsern Dank sagen könnten, legte er den Finger auf den Mund und sah dabei aus, als wollte er sagen, das könnte

ich wohl, aber ich darf es nicht und überdies werdet Ihr es noch früh genug erfahren. Dann rief er freundlich „Gute Nacht!“ und ging hinaus.“

„Eine Woche und länger hatten wir schon in dem Schlosse gehaust. Wir hatten uns von allem Ungemach vollends erholt und waren frischer als je. Das gute Leben wurde uns fast zuviel, denn der Seemann läßt sich nicht gern am Lande zwischen vier Wände sperren, sondern strebt, daß er in das Freie gelange, wo die Wolken jagen und die Winde brausen.“

„Da erschien eines Abends, als eben die Lichter angezündet wurden, der Doktor und führte uns in einen großen Saal, den wir bisher noch nicht betreten hatten. Es war beinahe finster darin, und nur die hellen Kaminfeuer warfen ein ungewisses Licht von sich, das an den Wänden auf- und abstieg. Am äußersten Ende dieses Saales war eine mächtige Flügelthür, die sich langsam und ohne alles Geräusch öffnete und einen matten Schimmer eindringen ließ. Meine Gefährten, die sich fürchten mochten, drängten sich an mich und hielten meine Arme fest. Ich kann sagen, daß mir wunderlich zu Sinn ward. Nach einigen Augenblicken trat durch jene Thür ein Mann

und ging gerade auf uns zu. Er war ein vornehmer Herr, der vom Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet ging. Sein Gesicht war todtenbleich. Er gab uns die Hand und sagte: „Ihr habt wissen wollen, wer es ist, der Euch bei sich aufnahm und Euch pflegte. Jetzt, in der Stunde des Abschiedes will ich es Euch sagen. Ich heiße Steenbock und bin der Enkel jenes schwedischen Generals, der Eure Vaterstadt in Asche legte. Diese grausame That lastet wie ein Fluch auf unserm Hause. Sie begleitet mich wachend und träumend und schon in meiner frühen Jugend gelobte ich mir, diese Unthat dadurch zu mildern, daß ich jedem Altonaer, er sei, wer er sei, soviel als möglich mit Rath und That beistehe, so oft mir dazu Gelegenheit geboten werde. Wißt Ihr, daß heute der achte Januar ist? Das ist der Jahrestag, wo Euere Vorfahren durch einen Steenbock von den rauchenden Trümmern ihrer Häuser vertrieben wurden. Und wenn ich solches denke, ist es mir, als könne jenes fluchwürdige Verbrechen nie gesühnt werden und hafte wie ein böser Flecken auf dem Wappenschild des Hauses.“

Der Graf war sehr traurig, als er das sprach und ich sah, wie zwei große Thränen ihm über die

Backen liefen. Wir standen noch immer nahe zusammen und wußten nicht, was wir darauf erwiedern sollten. Da trat durch eine andere Thür eine Dame in den Saal, schwarz gekleidet, wie der Graf, aber von einer so leuchtenden Schönheit, daß man das Auge nicht von ihr abwenden konnte. Sie trug in der Hand einen silbernen Pokal — denselben, Matthes Matsen, der vor uns auf dem Tische steht — und sprach, indem sie unfern von uns stehen blieb:

„Mein Bruder sagt recht. Es ist heute der Tag, wo Eure Vaterstadt auf Befehl eines Steenbock in Flammen aufging. Tausend Flüche ruhen auf diesem Namen. Heute aber bietet Euch ein Steenbock die helfende Hand zum Frieden und reicht Euch diesen Sühnepokal. Ertränkt darin allen Groll und laßt vergeben sein und vergessen."

„Ich wußte nichts darauf zu sagen, Matthes Matsen, aber ich nahm den silbernen Becher und trank daraus. Meine Maaten thaten dasselbe und der Doktor, der neben uns stand, sagte andächtig: „Amen! Dein Wille geschehe!"

Die Dame und der Graf hielten sich umschlungen, winkten uns mit der Hand ein Lebewohl zu und verließen schweigend den Saal."

„Draußen klingelte es wieder, wie helles Schlittengeläute, als vor einigen Abenden vor der Fischerhütte. Wir wurden nach einem Hafen in der Nähe gebracht, und fanden dort ein Schiff, mit welchem wir zu Hause reisen konnten. Es sind viele Jahre vergangen seit jener Nacht, aber der blasse Graf und seine schöne Schwester stehen so deutlich vor mir, als hätten sie erst vor einer Minute die Stube verlassen, und die Worte, die er zu mir sprach, sind mir geläufig, wie das „Vater-Unser.“

„Und dies ist wahrhaftig der Pokal?“ fragte Matthes Matsen.

„Er ist es! Zum letzten Male für diese Nacht thue ich Euch aus demselben Bescheid; dann soll er bis zum nächsten Jahre wieder an seinem Ehrenplatze stehn. Ich ertränke darin allen Groll, den ich jemals hegte, und gebe Gott, daß in jedes Menschen Herz ein solcher Frieden sei, als in dem meinigen.“

„Amen!“ sagte Matthes Matsen. „Für dieses Gespinnst sollt Ihr tausend Gotteslohn haben. Und wenn mir irgend ein böser Gedanke durch den Kopf fährt und ich wollte einem Menschen, der mir irgend einen Tort anthat, Gleiches mit Gleichem vergelten,

will ich an diese Nacht gedenken und an den Sühnepokal. Gute Rüst, Thomas Hansen, wir wollen scheiden."

Die alten Seewölfe gingen mit einem stummen Händedruck auseinander.

X.

Kauffahrtei-Kadetten.

Täglich zwei Mal — nämlich eine Stunde vor Hochwasser und eine Stude nachher — stelle ich mich an den schönsten Punkt in den Garten des Fährhauses zu Blankenese auf und schaue auf die Elbe. Dann ist Leben und Bewegung auf dem Strom. Vollschiffe und Barken ziehen über die überflutheten Sande weg. So weit der Himmel blau, sieht man nichts als Schinken und Lachs.

Als ich noch ein Knabe war, der sich auf Großvaters Knieen schaukelte und lärmend auf die Jollen und Ewer deutete, deren brandrothe Segel so wunderlich im Sonnenlicht glänzten, machte man mir weiß, das wären nichts als Schinken und Lachse, die nach allen Seiten

hinführen, um die Hungrigen zu speisen. In spätern Jahren, als ich die Schinken und Lachse im Sturm reffen und sie bald aufgeien, bald hissen mußte, lernte ich mit ihnen auch ihre Herren und Meister, die deutschen Seeleute an der Elbe und Weser kennen.

Und ich kenne sie noch.

Glaubt mir, es giebt kein Volk, das eifriger im Seewerk ist, als das Deutsche. Diese Besonnenheit, diese Ausdauer suchen ihres Gleichen. Wenn wir nicht, wie andere seebefahrene Nationen unter unsern Schiffern einen Nelson, einen de Ruiter oder Tordenskiold finden, welche sich durch ruhmreiche Thaten die Glorie der Unsterblichkeit errangen, so liegt es nur daran, daß wir keine Kanonenschiffe haben, an deren Bord allein die See-Lorbeern wachsen.

Der deutsche Seemann ist so gut wie Jeder Andere der höchsten Ausbildung fähig. Man gönne ihm nur Mittel und Wege ....

Aber warum stört man mit diesem ewigen Lachen meine ernsten Betrachtungen? Aha! Sie erzählen sich alte Schiffsanekdoten und winken mir, ihnen zuzuhören. Ich lerne vielleicht etwas.

Sie sprechen von dem Grönlandsfahrer, der an seine Compagnie schrieb, er sei glücklich gewesen,

200,060,046 Robben zu schlagen. Ueber diese Botschaft geriethen Stadt und Land in große Aufregung und man machte schon Anstalt, die nöthigen Baulichkeiten herzurichten, um all den Robbenspeck unterzubringen. Daß ein Schiff gar nicht im Stande sei, nur einen kleinen Theil dieser Riesenmassen aufzunehmen, fiel Niemanden ein. Endlich kam das Schiff und mit ihm die Erklärung, daß der Commandeur (Kummbühr, sagen sie an der Elbe) 2646 Robben anmelden wollte und weil ihm die Ordnung der Zahlen nicht genau bekannt war, schrieb er sie hintereinander weg.

Ein anderer Capitain, erzählten sie, habe seinem Rheder einen Sturm beschrieben, dem er nur dadurch entgangen sei, daß er 123 Anker habe fallen lassen. Diese Nachricht verursachte den Herren im Comptoir bedeutendes Kopfzerbrechen. Ein wohlausgerüstetes Schiff hat einen Tagesanker, einen Pflichtanker und einen Nothanker, ungerechnet die kleinen Teu- und Wurfanker, aber nicht 123. Mann wartete mit Ungeduld auf die Ankunft des Capitains, der nicht wenig ungehalten über die falsche Deutung seines Berichtes ward, denn er hatte einfach melden wollen, daß er eins, zwei, drei — (d. h. so schell als mög-

lich) — vor Anker gegangen sei. Als man ihn auf die Ungehörigkeit der von ihm gebrauchten Form aufmerksam machte, sagte er achselzuckend: „Lieber drei Tage schweres Wetter, als einen Brief."

Ich kann nicht mitlachen, denn hinter dem Spaßhaften dieser Geschichten lauert ein bitterer Ernst. Zwar steht der deutsche Seemann nicht mehr auf jener niedrigen Stufe, wie zu der Zeit, da dergleichen Geschichten sich ereigneten, oder ereignet haben sollen. Er ist aber auch nicht auf dem Standpunkt anzutreffen, den er einzunehmen berufen ist. Ich erinnere mich noch sehr gut der Zeit, da ich selbst meinen Platz vor dem Fockmast hatte. Es ist mir während meines neunjährigen Seedienstes nicht ein Mal vorgekommen, daß einer der Schiffsoffiziere mich zu irgend einer wissenschaftlichen Thätigkeit, sei sie auch noch so unbedeutend, ermuntert hätte. Im Gegentheil! führte der Zufall ein Buch in meine Hände, wurde ich wohl gar wegen Zeitverderbniß gescholten und von ihnen den Matrosen nebenher eine spöttische Bemerkung über den großen Gelehrten hingeworfen. So etwas mußte man dazumal — (es ist jetzt noch schwierig) — nur einem deutschen Matrosen sagen. Sogleich fing ein unbarmherziges Hänseln an und der Märtyrer der Wissen-

schaft konnte seinen Gott danken, wenn sein Buch über Bord flog, oder sonst auf eine Weise verschwand, damit die Geschichte nur endlich vergessen wurde.

So ist es Gottlob nicht mehr. Es sind von fleißigen Händen Saamenkörner ausgestreut und hier und da ist die Saat, wenn auch nur spärlich aufgegangen. Ich habe die meinigen nicht müßig in den Schooß gelegt; ich will sie auch ferner rühren und fortarbeiten am großen Werk, das Allen nützt und Niemanden schadet.

Aber mit harmlosen Liedern und unterhaltenden Erzählungen ist es allein nicht gethan. Wie Wenige von denen, welchen diese Schriften eigentlich nützen sollen, erhalten sie. Die Sache muß mit ganz andern Mitteln und von ganz anderer Seite her angefaßt werden, soll sie Erfolg haben.

Es giebt in England ein Institut, welches die Aufmerksamkeit der Weiterblickenden lange erregt hat. Es ist dies das Kadetten-Institut der East-Indian-Compagnie. Die jungen Leute, die darin Aufnahme finden, werden vollständig wie Gentlemen gehalten. Die Matrosen betrachten sie, wie angehende Offiziere, und sie erlangen am Bord der Compagnieschiffe ihre Ausbildung. Zwar wird auch diese Einrichtung —

und vielleicht mit Recht — bemängelt. Sie sind wegen ihrer Kostbarkeit nur Wenigen zugänglich, sagt man. Man verwöhne die jungen Leute und lasse sie, statt durch die Klüsen, durch die Kajütsfenster zu Deck steigen; oder man erhebt andere, mehr oder weniger begründete Ansprüche. Aber es ist doch eine Gelegenheit vorhanden, Knaben aus bessern Familien eine seemännische Bildung zu verleihen, ohne fürchten, zu müssen, daß sie im Volkslogis oft unter dem Auswurfe der Menschheit verkommen.

Hier ist ein weites, des Anbaues wohl werthes Feld für die vielvermögenden Rheder unserer großen Seestädte, welche die Macht haben und die Pflicht, Hand an's Werk zu legen. Man braucht nur zu wollen und es muß gehen. Geld wird es kosten. Aber das ist das geringste. Der gute Wille und die Ausdauer müssen das Beste thun. Es ist nicht genug, daß der im Seewesen ganz unerfahrene Junge, wenn er an Bord kommt, den Kajütendienst lerne, das heißt, was zur Aufwartung des Capitains und der Steuerleute verlangt wird. Es reicht nicht aus, daß die Deckläufer das Bramsegel festmachen können, daß sie eine lange und kurze Splitzung zu machen verstehen, und ein Leesegelfall einzuscheeren verstehen. Es giebt viele Stun-

den und Tage, wo es keine Bramsegel festzumachen giebt und keine Leesegel zu setzen sind. Jene Stunden sind der günstige Zeitpunkt, wo man durch mündliche Unterweisung, durch Vorlesen und praktische Handgriffe befruchtend auf den Geist der jungen Leute wirken muß. Es ist nicht zu befürchten, daß dieser Umgang der Subordination hindernd in den Weg trete. Im Gegentheil! Die Kajüte wird dadurch nur um so fester an den Fockmast geknüpft und alles junge Volk am Bord wird seine Offiziere nicht mehr fürchten; es wird sie lieben lernen; denn das Wissen, sagt ein edler Dichter:

„macht unsre Sitten mild, und lehrt uns Menschen sein!“

Warum sollen unsere Söhne zur See von dem allgemeinen Fortschritt des Unterrichts ausgeschlossen sein? Spendet ihnen von Euern Kenntnissen, Ihr Begabteren und Eure Spende wird ihre Frucht tragen. Der Leichtmatrose, der die geistigen Brosamen sammelt, die von Euern Tischen fallen, wird nie ein unbändiger, roher Bootsmann werden. Das ist beiläufig ein Platz am Bord, dessen Wichtigkeit in der Seemanns-Erziehung von dem Kauffahrer lange nicht genug gewürdigt wird. Er ist als erster Deckoffizier der natürliche Vermittler zwischen Halbdeck und Fock-

mast. Und welcher Geselle ist oft Meister des Kabelgats. Er kann sicher mit dem Marlpfriem und der Kleidkeule wacker arbeiten und einen untadeligen Stopperknopf machen; aber daß er zwei mit den Händen nicht greifbare Gedanken zusammen zu splitzen vermag, glaube ich nur in den seltensten Fällen.

Und von welcher Seite her soll die ersehnte Veränderung kommen? Jeder thue bei sich daheim, was er kann und es wird wohl werden. Zunächst denke ich an die Frucht des Baumes, den wir an der Ostsee pflanzten und der mit Gottes Hülfe gesegnete Früchte tragen wird. Wenn irgend ein bedeutsamer Schritt in dem Reiche des Wissens zu thun ist, heißt es immer „Preußen voran!“ Vor einiger Zeit wurde noch von vielen Seiten her über die Bestrebungen Preußens, eine Seemacht zu werden, gespottet. Jetzt nicht mehr. Seit Preußens Marine am Riff die Bluttaufe empfing, nicht mehr. Täglich stieg vielmehr die Zahl derer, die uns eine folgenreiche Zukunft prophezeihen und das sind gerade die intelligenten Köpfe. Wer kann und will jetzt schon wissen, welcher Segen für die Handelsmarine Deutschlands in kürzester Zeit von dem Jadebusen ausgeht? Ich berühre nur Eins. Wie oft sehen wir, wenn in den Zeitungen der Abgang

der Seedampfer gemeldet wird, bei dem Namen des Capitains die Buchstaben R. N. oder K. M., welches bekanntlich Royal Navy oder Kongens Marine bedeutet. Die Führer solcher Dampfer sind königlich großbritanische oder königlich dänische See-Officiere, die beurlaubt wurden, um die Führung von Kauffahrern zu übernehmen. Kann nicht dies und Aehnliches von deutschen und vornehmlich preußischen, wissenschaftlich gebildeten Offizieren geschehen? Wenn das geschieht, so werden diese Männer den Geist, der in ihnen wohnt, ihrer Umgebung einzuflößen wissen und es wird keine Schiffsjungen mehr geben, die von ihren Genossen gehöhnt, oder gar gepeinigt werden, weil sie das Verbrechen begingen, in einem Buche zu lesen.

Es ist schon ein weiterer Schritt geschehen. Wir entbehrten bis heute einer eigenen Seemannssprache. Man erschrickt über das Sprachgewirr, welches sich entfaltet, wenn die einzelnen Bestandtheile eines Schiffes genannt werden: plattdeutsche, holländische, englische, dänische Wörter bunt durch- und übereinander. Und nicht einmal gleichlautend ist dies Kauderwälsch. Was auf der Eider A heißt, heißt auf der Elbe B und auf der Weser und Jahde C und D. Wer soll aus dem Wirrwar klug werden? Wer spricht richtig, wer

falsch? Daher ist es nicht genug anzuerkennen, daß der Prinz-Admiral von Preußen, diesen Uebelstand erwägend, befohlen hat, es solle am Bord aller preußischen Kriegsschiffe das hochdeutsche Kommando eingeführt werden. Diese Maßregel wird hoffentlich nach und nach von den Verdecken unserer Kriegsschiffe auf unsere Kauffaher übergehen und dann auch bei den übrigen Seestaaten in Anwendung kommen. Wir sind ja eines Namens, also laßt uns auch eine Sprache reden, damit deutsche Seeleute, wenn sie sich in fremden Ländern begegnen, einander auch verstehen mögen.

Vor der Hand aber, Ihr Herren, die Ihr die Macht in Händen habt, fangt getrost an, auf Euern eignen Decken, nur um des eignen Nutzens willen, für die sittliche und moralische Haltung Eurer Leute zu sorgen. Ueberall stehen Kajütenwächter, Jungmänner, Leichtmatrosen und wie sie sonst heißen mögen und halten bittend die Hände zu Euch empor.

Laßt sie nicht vergebens bitten.

XI.

Ein Jollenführer.

Wißt Ihr es, was der Jollenführer für ein Mann ist? Wenn Ihr hinab zum Hafen geht, könnt Ihr ihn mit Muße betrachten, ihn und seine Kameraden. An den Mündungen der Kanäle, welche die Seestadt kreuzen; an den steinernen Bollwerken, welche den Außenhafen von dem Binnenhafen trennen; an der prachtvollen Freitreppe, die hinab zur Dampferstation führt, überall stehen sie umher.

„Boat, Sir?“ rufen sie den Engländer und den Amerikaner an. „Monsieur 'n Jell?“ fragen sie den Franzosen. Gegen den Skandinavier sind sie nicht so höflich, sondern zeigen blos auf das Boot und sehen ihn dabei fragend an. Den Einheimischen fragen sie garnicht, denn der hat stets seinen bestimmten Mann.

Es sind Gestalten aller Art langweilige, und kurzweilige, zusammengeweht von allen Enden der Windesrose. Was an der See aufwächst, klettert schon als Kind in das Boot des Vaters, wenn es hart am Strande liegt und spielt den Capitain darin. Wenn er größer wird, fährt er geduldig von Pol zu Pol und scharwerkt mit gleicher Gemüthsruhe in Bengalen, wie in Spitzbergen, bis die Mulattenfarbe sein Gesicht bräunt, und der Scheitel sich mit Silber zu decken beginnt. Aber im Hintergrunde seiner Seele schläft der Gedanke, sich einmal zur Ruhe zu setzen, wenn das Alter kommt.

Die Begriffe eines Seemanns über seinen künftigen Ruhesitz sind verschieden. Der Eine hat sich ein artiges Vermögen erworben. Er sitzt in seinem Häuschen am Hafendamm und sieht von dem luftigen Balkon, wie einst von der Campagne seiner Fregatte, mit Behaglichkeit dem stets wechselnden Schauspiel auf der Rhede zu. Ein Anderer verliert sich in's Binnenland, wo ein ererbtes Gütchen seiner harrt. Er nennt seine Putzstube seine Staatskajüte und findet schließlich, daß die Kohlköpfe auf den Gartenbeeten lange nicht so stattlich aussehen, als diejenigen, welche vor dem Beginn der Reise in den Marsen aufge-

hangen wurden, um in der frischen Luft länger auszudauern. Ein Dritter, der nie über den befahrenen Matrosen hinaus kam und mit dem lahmen Beine nicht mehr die Wanten hinaufklettern kann, ernährt sich mit Wergzupfen am Tage und humpelt des Nachts als Wächter auf dem Hafendamm umher, spähend, ob er nicht irgend einen Schmuggler oder Schiffsdieb erwischen kann. Ein Vierter aber — und mit ihm viele Andere — werden Jollenführer. Letzteres werden sogar Manche, die kein Mulattengesicht und noch kein Silber auf dem Scheitel haben.

Als Matrose sich dem reiferen Alter nähernd, fällt ihm ein, daß er in dem Keller „zur dänischen Flagge“ oder „zum blauen Anker“ eine dralle Wittwe gesehen, die ihn mit günstigem Auge betrachtete. Er hat ein Paar Reisen hindurch solide gelebt, legt das Ersparte vor ihr auf den Tisch und fragt: „Will Sie das und mich dazu?“ Und sie antwortet kurzab: „Da hat Er mich und den ganzen Kram obenein. Was will Er werden?“ „Jollenführer!“ antwortet er und das Geschäft zwischen den Beiden ist gemacht. Sie behält ihren Kram und Laden; er kauft eine alte Jolle, oder läßt sich eine neue zimmern, erhält von dem Hafenmeister eine Nummer für dieselbe, tritt in

die allgemeine Genossenschaft der Jollenführer und hat nun seinen festen Posten, den er nicht verläßt, bis er gerufen wird. Bekommt er dann eine Heuer, wie er es nennt, steuert er seinen Fahrgast, wohin dieser es verlangt und kehrt darauf nach seinem Standorte zurück, geduldig harrend, bis die Reihe wieder an ihn kommt, denn die Jollenführer fahren stets nach der Nummer, wie sonst die Beurtfahrer zwischen Schoonen, England und Bergen.

Allmählich wird der Jollenführer auf seinem Posten warm und tritt zu den Stammgästen seiner Jolle in ein gewisses Verhältniß. Er hat mehrere Schiffe zur ausschließlichen Bedienung für sich. Wenn diese versegeln, kehren die sieben magern Kühe in seinen Stall ein und werden von den sieben fetten erst dann abgelöst, wenn Jene wiederkommen. Er ist dann nicht blos der Bootführer, der die Offiziere und Matrosen, je nach Bedürfniß, an's Land und wieder am Bord bringt: Er ist der Anfang und das Ende Aller, die von der Steuerpinne bis zu den Ankerklüsen auf dem Verdeck hausen.

Auf jeder Jollenführer-Station findet sich ein wirthliches Dach, wo man eine Herzstärkung erhalten kann. Und wäre es ein Zelt, bestehend aus drei zu-

sammengestellten Bootshaken, von einem zerrissenen Segel umhüllt. Es umschließt oft fröhliche Gäste und nur diejenigen bleiben draußen, deren Schiffe noch auf sich warten lassen, wenn der frühere Erwerb schon zusammengeschmolzen ist.

„Niklas Trumpf dauert mich," sagte Einer. „Er steht am Geländer, ohne sich zu regen und vertrocknet. Zeltwirth, gieb ihm einen auf Borg."

„Hat deren schon zwei und das sind zusammen so viele Beine, als der Mensch braucht, um gerade zu stehen. Da kommt ja auch sein bester Maat, der Bootsmann von der Hafenjacht und ruft ihm zu, was er kann. Habe Acht, Mann; der bringt mehr als als einen Schluck."

Und der Bootsmann von der Hafenjacht schüttelt den Niklas Trumpf aus seinem Nachsinnen auf und schreit ihm in die Ohren:

„Allstunds in die Jolle. Deine „Atlantica" ist im Ansegeln und hat schon die ersten Hafenmarken hinter ihrem Spiegel."

„Meine „Atlantica" ist binnen!" ruft Niklas Trumpf laut aus und schwingt sich mit einem Satze von der obern Stufe der Freitreppe in seine Jolle. Der stolze Rheder der Fregatte und ihr noch stolzerer

Befrachter können derselben nicht mit größerem Behagen entgegen fahren, als der Jollenführer Niklas Trumpf, der in demselben Augenblicke seitlängs kommt, als die Fock in die Gei gestellt wird und der Tagesanker in die Tiefe herabrollt.

Ein Hurrah für die „Atlantica!“ ruft er, die Mütze schwenkend. „Willkommen binnen, Capitain! Willkommen binnen, Steuermann! Guten Tag, Jungens, Alle miteinander. Hier ist noch Alles bei'm Alten. Die Häuser stehen draußen und die Dirnen darin recken die Köpfe zum Fenster hinaus und sehen sich nach Euch um.“

Sein Blick fliegt prüfend über die Breitseite des Schiffes. Die Harzpeuse vom Bregang ist beinahe abgewaschen und bis zur Wasserlinie Alles mit einer dicken Salzkruste bedeckt. Das Takelwerk hängt wirr durcheinander und die hellen Farben an den Reilingen und Pollern sind verblichen. Er hat die Fangleine an der Fallreeps-Treppe befestigt und im Hinaufsteigen sagt er schmunzelnd:

„Lange und beschwerliche Reise gehabt. Zwei Monate wenigstens behalte ich diese Planken unter den Füßen und dann kommt mein „Merkur.“

Demüthig, die Mütze in der Hand, steht er auf

der Scheide des Halbdecks. Der Steuermann giebt ihm den Bescheid, der Capitain wolle sogleich an's Land; aber der Kajütenwächter flüstert ihm zu, daß der Capitain in seinen Papieren krame und mindestens noch eine Viertelstunde unten bleibe.

Diese Viertelstunde gehört dem Vorderdeck und dort ist Niklas Trumpf in seinem Element.

„Guten Tag, Bootsmann Sievers! Seine Tochter hat Ihn zum Großvater gemacht. Ist ein draller Junge und Er kommt noch gerade recht zur Taufe. — Du, Peter Vollbrecht; ich habe Deinen Papagei gut gepflegt. Für drei Thaler Weißbrod und Zucker hat das Thier in der Zeit gefressen, was mit der Miethe sechs Thaler macht. Der Krämer bei mir neben an will sieben Thaler geben, also kriegst Du einen heraus. — Jakob Lund! Alter Junge, Dir muß ich etwas unter vier Augen sagen. Du bist die schwarze Marie glücklich los. Sie hat sich an einen Thranschiffer aus Drontheim gehängt. Gräme Dich darum nicht. — Nun, Jungens, ich muß mit dem Capitain an's Land; komme aber gleich wieder. Soll ich dem Einen oder dem Andern etwas mitbringen, so sage er es. Aber schnell. Es poltert schon auf der Kajütstreppe."

Da erheben sich zehn Stimmen auf einmal. Hier fliegt ein Dollar in die Mütze des Jollenführers und dort wieder einer. An jedem derselben haftet eine Legion von Aufträgen. Und wenn Niklas Trumpf einen Kopf hätte, wie ein westindisches Caffeefaß, es müßte an Raum darin gebrechen. Er aber schüttelt ihnen wohlwollend die Hand und betheuert, er werde von dem Allen nichts vergessen. Die nächste Stunde solle es beweisen. Da treibt ihn der Ruf des Steuermanns: „Boot an den Fallreep!“ von hinnen und er setzt bald darauf den Capitain, der seine „Atlantica“ kommandirt, am Hafendamm aus.

Am Bord eines Schiffes, welches eben binnen gekommen ist, giebt es vollauf zu scharwerken. Ankerspille klaren, Segel beschlagen, das laufende Gut stramm holen; Böte über Bord und Luken auf. Die Matrosen haben nicht Zeit, darauf zu achten, wie lange der Jollenführer wegbleibt und empfangen ihn mit einem Hurrah, als er, schwer belastet, über den Fallreep weg zu Deck steigt.

Der Platz zwischen dem Fockmast und der großen Luke ist die Börse der Matrosen am Bord eines Kauffahrers. Dort kanzelt, mit dem Tauende in der Hand, der Bootsmann seinen Jungen herunter; von

dort aus schickt sein Befehl die Toppgasten bis auf die schwindelnde Höhe der Bramsahling, um bei dem Beginn der Morgenwache nach Schamphilung zu sehen. Dort liest Einer emsig in einem Buche, das nur noch in Fetzen lose an einander hängt, um ein halb verstürmtes Lied in sein Gedächtniß zurück zu rufen und unter dem tiefblauen westindischen Himmel lagern sie sich hier zur Abendzeit um die duftende Ananasbowle. Dort wirft auch Niklas Trumpf seine Last ab und ruft:

„Heran, alle Mann. Ich bringe mit, was Ihr verlangt habt. Nanning Frese; hier habt Ihr Eure Cigarren, sauber gewickelt um's halbe Geld. Greife zu, Mann.“

„Cigarren für uns, die wir aus der Havannah kommen?“ fragte Nauning Frese erzürnt. „Ich habe keine Cigarren bestellt.“

„Dann werden sie wohl einem Andern gehören,“ antwortete Niklas Trumpf gleichmüthig. „Leichtmatrose Peter, Du hattest ja wohl Dein Messer über Bord fallen lassen? Hier hast Du ein Anderes.“

„Gehe zum Teufel damit! Ich habe einen Ohm am Lande, der Messerschmied ist; von dem kann ich so viele Messer kriegen, als ich nur will. Gebt mir meinen Dollar wieder.“

„Peter, mein Junge, Du mußt alte Leute nicht so ungebührlich bei ihrer Arbeit stören. Meister Zimmermann, habt Ihr nicht ein Wort von Nähnadel und Zwirn fallen lassen?“

„Es scheint, Niklas Trumpf,“ entgegnete dieser, indem er die rothe Mütze von dem linken Ohr nach dem rechten schiebt, „daß Ihr Euern Gehirnkasten lange nicht habt kalfatern lassen; darum will ich dies Geschäft bei Euch verrichten. Einen rechtschaffenen Grog solltet Ihr bringen.“

„Grog!“ antwortet der Jollenführer und ein helles Lachen fliegt über das breite Gesicht, indem er eine große Flasche unter seiner Jacke hervorzieht. „Da ist eine und ein halbes Dutzend liegt noch in der Jolle. Wer hat Lust?“

Eine unbestimmte Anzahl von Händen streckt sich darnach aus; mehr Hände, als vorhin Dollars in des Jollenführers Mütze geflogen sind. Und als das erste Glas an den ersten Mann kommt, ist der Friede wieder hergestellt. Die Matrosen sind zufrieden mit einem herzstärkenden Tropfen, der ihnen das Salzwasser aus der Kehle spühlt, und als der Jollenführer nach dem Lande zurückrudert, überrechnet er wohlgefällig, daß bei diesem ersten Geschäft drei Dollars für ihn übrig geblieben sind.

Aber nicht blos am Bord des von ihm bedienten Schiffes verkehrt der Jollenführer mit der Mannschaft desselben. Er sieht sie auch bei sich in seinem Keller, oder in seiner Mansarden-Wohnung und ist abwechselnd ihr gehorsamer Diener und ihr Tyrann. Er ladet sie zu sich ein, aber nicht Alle zugleich, sondern nur Einen, höchstens Zwei zur Zeit, denn der Jollenführer ist ein kluger Mann und weiß wohl, daß nur auf diese Weise der Besuch doppelt soviel einbringt, als er kostet.

Die Frau des Jollenführers weiß die Ansicht ihres Eheherrn zu würdigen. Sie empfängt den Gast mit treuherzigem Handschlage und ruht nicht, bis er auf dem besten Stuhl, dessen Ueberzug sie selbst nähte, Platz genommen hat. Während ihr Mann bemüht ist, seinem Gast die neue Thonpfeife mit doppeltem holländischen G. zu stopfen, vertraut die Frau demselben, daß unter der Mannschaft der „Atlantica“ zwar recht brave Leute wären, aber mit Jedem möchte sie sich doch nicht familiär machen. Er aber sei ein ganz besonderer Kerl und ihr Mann halte große Stücke auf ihn. Nun kommt der Caffee und der Gast wird ohne Aufhören gebeten, soviel zu trinken und so viel Zwieback dazu zu essen, als er nur her-

unter bringen kann. Und während des Einschenkens beklagt sie fortwährend, daß sie nichts Besseres vorzusetzen habe; allein es sei in der Stadt keine gute Caffeebohne mehr zu haben, möge man auch noch soviel Geld dafür bieten. Gerührt von der gastlichen Aufnahme und der fast mütterlichen Zärtlichkeit der Frau, verspricht der Matrose bei'm Scheiden, daß er ihr von der nächsten westindischen Reise einen Beutel voll der schönsten Caffeebohnen mitbringen werde und schleppt dann den Jollenführer, der ihm das Geleite giebt, in die nächste Schenke, wo er ein Beträchtliches darauf gehen läßt, um sich dankbar zu beweisen. Ein Matrosen-Besuch in der Stube eines Jollenführers läßt stets einen gewichtigen Eindruck zurück.

Am meisten aber ist der Jollenführer in seinem Element, wenn er einen Fremden findet, der auf der grün angestrichenen Ducht seiner Jolle Platz nimmt. Aber nicht einer von den Fremden, die mit einem Schiffe von seewärts kommen, oder, in einer andern Seestadt zu Hause, hier vorübergehend rasten. Diese wissen recht gut, daß der Jollenführer hier nicht anders ist, als bei ihnen daheim. Nein! Niklas Trumpf hofft auf den Fremden, der ein halbes hundert Meilen mit dem Postwagen geradeweges aus dem Binnen-

lande kommt und bei dem ersten Anblick des Hafens die Hände vor Verwunderung zusammenschlägt, weil die Mastbäume keine Blätter haben.

Niklas Trumpf meint solchen Fremden, der die Ankerklüsen die Schiffsaugen, und das Langboot und die Schaluppe die Schiffskinder nennt. Er erkennt ihn auf den ersten Blick, faßt sogleich eine herzliche Zuneigung für ihn und ladet ihn mit Höflichkeit in sein Boot:

„Setze sich Herrschaft hierher auf die Ducht! — Ich bin gewohnt, mit vornehmen Leuten umzugehen. — Donnerwetter, Er stößt mir ja den Dweil über Bord! — Na, es macht nichts. Herrschaft weiß in einer Jolle nicht Bescheid. — Wir wollen Alles besehen. Stunde einen Doppelmark! — Lumpengeld für all das Schöne. — Sieht Herrschaft den schwarzen Pfahl mit der eisernen Kette daran? Das ist das Halseisen für Schiffsdiebe. Vorige Woche stand Einer daran. Das hätte Er mal sehen sollen.“

Rasch fährt er an dieser schönen Aussicht vorüber und in eine breite Hafenstraße hinein:

„Nun kommt es gleich besser. Will Herrschaft auch eine Cigarre anbrennen? Ich kann Feuer machen. Schöne Havannah habe ich bei mir. Nur einen

Schilling das Stück. Da liegt das Schiff, welches sie mitgebracht hat. Der Neger, der dort über Bord guckt, hat sie Alle selber gemacht."

Der Fremde reckt sich den Hals aus, um den havanesischen Cigarren-Fabrikanten zu sehen und kauft dem Jollenführer seine schlechte Waare für den dreifachen Preis ab. Dieser fährt seelenvergnügt weiter und ruft einem Maaten zu:

„Claas Behn, roje mir doch nicht so vor dem Buge herum, und lege Dich aus dem Wege. Habe einen binnenländischen Herrn am Bord."

Und Claas Behn, der unter gleichen Umständen von seinem Maaten einen gleichen Dienst verlangt, präsentirt, ausweichend, seine Ruder über Kreuz, was den Fremden bewegt, respectvoll den Hut zu ziehen.

„Wir haben viele Lebensart, Herrschaft!" betheuert der Jollenführer. „Nun will ich Ihm einen Spanier zeigen. Er ist in der Zeit von acht Tagen aus Malaga gekommen und hat so viele Citronen am Bord, daß in der ganzen Stadt Jedermann ein Jahr lang seine Bowle Punsch davon trinken kann. — Da liegt der englische Dampfer! — Wir können an Bord gehen. — Dampfer ahoi! — Master Capten! You will — Können wir wohl? — 'n Fremder,

Sir! — Thank You! — Ein bischen Englisch muß man immer können, Herrschaft! — Da sind wir seitlängs."

Der Fremde steigt mit Mühe die schwankende Fallreepstreppe hinan und wird von dem Steeward durch die Staatskajüten geführt. Er besieht die langen Reihen von Kojen, mit seidenen Gardinen verhüllt, die blankgebohnten Speisetische und das mit Silbergeschirr belegte Büffet, geschmückt mit nautischen Emblemen. Er taucht hinab in den Maschinenraum und sieht die blinkenden Röhren, Stangen und Balken, scheinbar willkührlich unter- und übereinander geschoben und doch so kunstvoll, auf Strohhalmsbreite nach näher bestimmten Gesetzen zusammen gefügt. Leicht aufathmend steigt er aus der Werkstatt des Eisens und des Feuers wieder zu Deck, trinkt in des Stewards Kammer ein Glas Porter für eine halbe Krone nnd klettert wieder hinunter in die Jolle, die sich augenblicklich in Bewegung setzt.

„Nun wollen wir einen Auswanderer besuchen," spricht der Jollenführer im Weiterrudern. „Herrschaft will wohl nicht auswandern? Wollte es Ihm auch verdenken. Giebt schmale Rationen unterweges und die amerikanischen Capitaine taugen auch nicht viel.

Da liegt der „Rosenbaum". Ist ein Barkschiff und geht nach Philadelphia. Hat sechszehn Kajütspassagiere und dreihundert im Zwischendeck. Sind auch kleine Kinder dabei. Da sieht eines aus der Kanonenpforte."

Der Fremde macht eine Bewegung des Schreckens. Er fürchtet, das Kind werde in's Wasser stürzen. Aber der Jollenführer drückt ihn auf seinen Sitz zurück und sagt begütigend:

„Der fällt nicht. Und wenn auch. Ist dann immer Einer von uns zur Hand, der es wieder herauszieht, wofür wir unsern Rettungsthaler kriegen und unsern Namen in der Zeitung lesen können. Habe auch schon einmal darin gestanden. Aber in See, wo keine Jollenführer sind, ist es schon schlimmer. Na, immer hinauf, Herr! Du, Hannes Peter, da ist ein Fremder. Zeige ihn mal zurecht."

Hannes Peter nimmt den Fremden in Empfang und der Jollenführer schmaucht unterdessen gemüthlich seine Cigarre.

Die Halbdecks-Kajüte der Segelschiffe ist exclusiver, als die Kajüte der Dampfer. Es wird den Fremden kaum vergönnt, einen Blick durch die Thür zu thun. Der umherführende Matrose legt vor der Schwelle

derselben eine so sichtbare Scheu an den Tag, daß der Fremde gern folgt, als es mitten in das wirre Treiben des Zwischendecks hinein geht. Die langen Kojenreihen zu beiden Seiten, jede für vier Schlafgäste berechnet, wimmeln von kleinen und großen Gestalten jedes Alters, welche die Wände mit allerlei Habseligkeiten behängen, die zu dem Kapital gehören, das sie der neuen Welt zuführen. Von der schwäbischen Alp bis hinab zur pommerschen Ebene zogen sie dem Strande zu, um jenseits des Oceans zu suchen, was sie daheim verließen: eine bleibende Stätte, wo sie ihr Haupt in Frieden niederlegen konnten. Aber die meisten werden umsonst suchen, denn wie viele Schätze auch unser deutsches Vaterland dem amerikanischen Festlande zuführt, das Kapital zerstörter Lebenshoffnungen ist stets das bedeutendste gewesen. Und dennoch ist es nicht erschöpft. Jährlich schießt es wuchernd auf in den Thälern des Binnenlandes. Mit jedem Schritt vorwärts wächst es zusehends und flieht mit rasender Eile über den Ocean, um in den Sümpfen des Ontario, oder in den Gruben des Sacramento schmachvoll zu enden.

Als der Fremde, voll von dem Gesehenen, den Fallreep hinunter steigt, hat der Jollenführer seine

Cigarre gerade ausgeraucht und schickt sich zur Weiterfahrt an. Aber zu seinem großen Verdrusse begehrt der Fremde, nachdem, was er hier gesehen, nichts weiter, als an's Land gesetzt zu werden. Nach vielen vergeblichen Widersprüchen und nachdem er für eine halbe Stunde mehr bezahlte, als er gefahren wurde, steigt der Passagier über den Bord der Jolle an die faste Wall und der Jollenführer brummt vor sich hin:

„Eigentlich hätte er noch ein Glas Grog ausgeben müssen. Sonst aber habe ich heute ein gutes Tagewerk hinter mir und die Alte wird zufrieden sein, wenn ich zu Hause komme. „Da ist der Hafenmeister! Vornehmen Herren muß man Platz machen.“

Aber wie rasch sich auch die Ruder drehen, sie thun doch nicht schnell genug ihre Schuldigkeit, um ihn aus der Nähe des gefürchteten Mannes zu bringen, der mit zusammengezogenen Brauen sagt:

„Jolle Nummer sechszehn. Ich habe gehört, daß Ihr es Euch besonders angelegen sein laßt, von den Fremden, die unsern Hafen besuchen, oft mehr als die doppelte Taxe zu nehmen. Ihr müßt Sonnabend Nachmittag um drei Uhr zu mir kommen, wo wir die Sache vollends in's Reine bringen wollen.“

Der Jollenführer verschwindet hinter dem Spiegel

eines Coliers von Sunderland und ist den ganzen Tag nicht weiter zu sehen.

Der Herbst kommt mit Macht und schüttelt verdrießlich die Kronen der Bäume. Die Sonne macht sich selten und die Regenwolken senken sich tief herab. Die Landungsbrücken hinter den Speichern sehen am Frühmorgen aus, als wären sie mit Zucker bestreut.

„Es giebt Frost!" rufen sich die Capitaine zu, wenn sie mit ihren Schaluppen rasch an einander vorüber steuern. „Schutenführer! Sputet Euch, daß Ihr mit den Kisten an Bord kommt. Ich muß Morgen Anker auf und Ihr habt hier Maulaffen feil. Frisch eingefallen, Jungens! Lange Züge!"

Und die Schaluppe fliegt schaumspritzend auf die Rhede hinaus.

Da taucht auch der Jollenführer wieder auf. Vergessen ist der Hafenmeister und seine Vermahnung. Alles an und in ihm ist Feuer und Leben. Niklas Trumpf steht trotz des frischen Morgenwindes mit bloßem Kopfe und ohne Jacke in seiner Jolle, um zu zeigen, daß es ihm rechter Ernst ist, denn die „Atlantica" hat das Segelsignal am Vortopp und Morgen geht es gewiß und wahrhaftig fort. Was hat er für seine Pflegebefohlenen noch Alles zu beschaffen.

Wenn ein Schiff aus See kommt, hält der Jollenführer dafür, daß ein Theil von der verdienten Heuer der Mannschaft in seine Tasche gehöre und von den Seltenheiten, welche sie mitbrachte, finden jedenfalls einige der besten Stücke den Weg in seine Keller= oder Mansardenstube. Aber wenn das Signal zur Abfahrt vom Vortopp weht, wenn allgemach das Langboot und die Barkasse ihren Platz auf dem Verdeck finden, und nur noch die Heckjolle allein sich an die Hacke des Steuers reibt, dann ist er für seine Freunde ein zuverlässiger Helfer und rechnet nach, wie er ihnen ihre letzten Bedürfnisse untadelhaft beschaffe.

Wiederum steht er an der Scheide des Halbdecks und reicht dem Steuermann den Peilcompas und die Reservelampe für das Nachthaus:

„Ist nun Alles am Bord, Herr, und der Capitain läßt Euch sagen, daß er binnen einer Stunde mit dem Lootsen zugleich kommt. Ihr sollt Alles klar halten. Wenn der Steuermann aber etwas am Lande zu besorgen hat, kann ich noch ganz gut hin und zurückrojen.“

„Wenn Ihr nachher geht, sollt Ihr einen Brief für mich mitnehmen, den ich jetzt schreiben will. Bestellt ihn heute noch.“

„Darauf kann sich der Steuermann verlassen," sagt Niklas Trumpf und geht nach dem Vorderdeck: „Habt guten Tag beisammen. Ich habe einen Maaten angenommen, weil ich nicht Alles allein fortbringen konnte. Dafür ist aber auch nichts vergessen. Dies Packet schickt Euch Eure Frau und einen schönen Gruß dazu. Jungens, Eure Genever-Kruken; zwei für jeden Kopf. Hurrah für 'nen guten Schluck. He, Talreeps-Jochen, Deine drei Pfund Tabak. Wirst nicht weit damit kommen, denn am Bord giebt es immer Mitraucher. Nun hat Jeder, was er braucht. Was soll ich am Lande bestellen? Was kann ich noch für den Einen oder den Andern thun?"

Und alle durcheinander rufen ihm zu gleicher Zeit Dies und Jenes zu. Mancher ernst gemeinte Herzensgruß, mancher Scherz und manche lose Rede treffen sein Ohr. Er hört aufmerksam zu und wird das Nothwendige nicht vergessen. Mit Grüßen und Betheuerungen zieht er sich allmählich nach dem Fallreep zurück. Ueber demselben steigt der Capitain mit dem Lootsen zu Deck und gleich darauf klingt es zum Fockmast hinüber:

„Alle Mann an die Ankerwinde!"

„Allstunds!" ruft es im Chor, und mit Hand-

spaken bewaffnet fliegen die Männer an ihr Werk. Der Jollenführer steigt rücklings vom Bord, steckt den Brief, den ihm der junge Steuermann heimlich in die Hand drückt, in die Tasche und setzt sich still in die Jolle. Es könnte noch Einer nach ihm verlangen.

Aber als der Anker vor der Klüse hängt, als die Marssegel von den Raaen fallen, als die Besahne aufbaucht und die Klüverschoot im Winde hin und her schlägt, weil der Leichtmatrose sie nicht fest genug anholte, löst Niklas Trumpf die Fangleine und läßt sich treiben. Mit übereinander geschlagenen Armen aufrecht stehend, sieht er das schwimmende Schiff, auf dessen Deck sich keiner mehr um ihn kümmert, und schwingt zum letzten Gruße die Mütze, bis die „Atlantica", um die bewaldete Landecke steuernd, sich seinen Blicken entzieht.

„Die habe ich in See!" spricht er aufathmend, und rudert in den Binnenhafen zurück. „In der andern Woche kommt mein „Merkur".

———————

XII.

Keller, Haus und Gesellschaft.

Merkt auf:

Ich entrolle ein Bild vor Euch, wie es sich vor einigen Jahrzehnten Jedem, der es sehen wollte, in vollster Farbenpracht darbot, das aber jetzt allmählich von unsern Hafendämmen verschwindet.

Seht Ihr den Mann mit der seemännischen Rundjacke, die baumwollene Mütze auf dem Kopf und die Füße in bequeme Pantoffeln gesteckt? Er stieg vor einigen Augenblicken die steile Treppe seines Wohnkellers hinauf, und schaut, bald ost- bald westwärts gewendet, erwartungsvoll die Straße entlang, als müsse das Glück gleich spornstreichs gelaufen kommen, und als wisse er nur nicht recht, von welcher Seite her.

Dieser Keller, der seinen besondern Eingang von der Straßenseite hat, ist ein Fährkeller, und der Mann

in der runden Jacke der Bewohner desselben. Er ist das vermittelnde Glied zwischen den Schiffern und den Passagieren, die vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht bei jedem Wechsel der Ebbe und Fluth kommen und gehen.

Hart an dem Ufer des prächtig daher wogenden Stromes liegt die Stadt mit ihrem masten-gethürmten Hafen. Es ist der kostbarste Edelstein inmitten einer reichen, perlenbesäeten Fläche. Weithin liegen stromauf und ab kleine und große Flecken und Dörfer zerstreut. Das sind die Quellen und Bäche, aus denen das reiche, volle Leben unaufhaltsam dem Herzen zuströmt; dasselbe stets mit neuen Kräften belebt und dadurch selbst gekräftigt wieder zur heimischen Stätte zurückfließt.

Die ländlichen Anwohner des Stromes sind nicht gewöhnt, so kärglich zu leben, wie ihre Standesgenossen binnenwärts auf der Geest und in den Moorbrüchen, oder gar wie das arme Volk in den Bergen. Sie suchen einen Käufer für die Erzeugnisse ihres Bodens, um sie gegen die hundert Nothwendigkeiten und Nichtnothwendigkeiten einzutauschen, welche täglich auf dem Markte der großen Stadt ausgestellt sind. Darum muß die Reise dahin gewagt werden.

Ein rüstiger Gesell, unternehmender und wagehalsiger als alle andern Bewohner des Ortes, schafft eine Segeljolle an. Sie ist hinten unverhältnißmäßig breit, vorn wenig scharf und hat an den Seitenborden bewegliche Schwerter, die den fehlenden Kiel ersetzen. Der aus einem Stücke gehauene Mast steigt aus der Mitte des Rumpfes kerzengerade in die Höhe, hat auf der Spitze eine blaue oder rothe Wetterfahne und bietet den nöthigen Raum zu einem Sprütsegel und einer Stagfock. Der ökonomische Sinn des Schiffers überstreicht diese Segel mit einer Mischung von Braunroth und Theer, hängt das Steuer ein, legt den Anker auf den Bug und die Fährjolle ist fertig. Darauf läßt er in dem Dorfe ausrufen, daß er wöchentlich ein Mal nach der Stadt fahren werde und bereit sei, Briefe, Passagiere und Waaren gegen billige Preise mitzunehmen.

Kaum ist das geschehen, als ein anderer unternehmender Gesell aus demselben Orte den heimathlichen Dorfbewohnern in der Stadt eine zweite Heimath zu begründen bemüht ist. Wie alle Anwohner eines großen Stromes, ist er halb Land- halb Wasserratte und pflegt auf keinem der beiden Elemente zu verkommen. In einer von den Straßen, die hart

am Hafen liegen, miethet er einen jener tiefen und dunklen Keller, die die räthselhafte Eigenthümlichkeit dieser Stadtgegend sind. Auf einem Schilde, das über dem Eingange prangt, zeigt sich ein in grellen Farben gemaltes Schiff, welches unter beliebiger Flagge fährt, und darüber steht das Wort „Fährkeller", unter Anfügung des Ortsnamens, für den diese Herberge zunächst bestimmt ist.

Es sind seltsame Institute diese Keller. Hat man die steile Treppe ungefährdet hinter sich, stolpert man in eine niedrige Stube, die sich bescheidenen Anforderungen durch die einfachsten Holzmöbel in Naturfarbe und einem weißen Anstrich der Wände zu empfehlen bestrebt ist. Am Fenster prangen, dem Vorübergehenden als Wahrzeichen oder zur Warnung dienend, zwei in's Kreuz gestellte Thonpfeifen und rechts und links von denselben zwei bauchige glasgrüne Flaschen. Der Fußboden ist mit weißem Sande bestreut und neben der Thür hängt an einem Faden ein eiserner Nagel, den Gästen zum Zeichen, daß hier der schickliche Ort zum Ausladen und Einladen ihrer Pfeifen ist. Auch wird in diesen Kellern keine besondere Vorrathskammer eingerichtet. Das Wenige, worauf ein Gast hier Anspruch macht, hat bequem

in einem drei Fuß hohen Wandschranke Platz und das Uebrige findet sich in jenem mit Finsterniß und Rauch wohl versehenen Raum, den prahlerischer Sinn eine Küche nennt.

An dem Tage, da das Fährschiff ankommen soll, ist in dem Keller eine erhöhte Bewegung sichtbar und der Wirth desselben steht, wie schon gesagt, an der Thür und sieht nach den zu erwartenden Gästen aus. Endlich kommt des Wirthes Junge herangesprungen und meldet zwanzig Körbe und Säcke, nebst den dazu gehörigen Passagieren, die ihren Speisekorb mitbringen.

Gelandet sind sie, aber sie werden erst nach einiger Zeit erscheinen. Die Jolle hat eben durch den Baum gelegt und muß zuerst hinten und vorne festgemacht werden, wobei die Passagiere hülfreiche Hand leisten. Dann rollt der Schiffer seine Segel gehörig zusammen und legt den Beschlagseising herum. Den Anker nebst dem daran befindlichen Tau schiebt er seitwärts und deckt eine Persenning darüber zum Schutz gegen den zu erwartenden Regen. Es fällt den Passagieren nicht ein, zu murren, daß sie schon über eine Viertelstunde am Stege liegen und nicht abgefertigt werden. Sie finden es ganz in der Ordnung, daß der Schiffer sich erst um sein Fahrzeug bekümmert,

und lächeln ihm dankbar zu, als er endlich anfängt, die Luken abzudecken.

„Jetzt soll Jeder von Euch sogleich seinen Kram haben,“ sagt er und läßt sich in den Raum hinab, aus welchem er mit dem halben Leibe hervorragt, wie ein verwitterter Mastenstumpf:

„Hier sind zwei Körbe mit Aepfeln. Gelbe Borsdorfer. Sind es Eure, Barthel?“

„Ja, Schiffer. Hier sind zwei Schillinge für die Fracht und Gott behüte Euch.“

Barthel geht mit seinen Körben ab. Der Schiffer steckt die erhobene Fracht gemächlich in die Tasche, taucht dann wieder unter und spricht:

„Anna Moder, hier ist Ihr Buttertopf. Er hat einen Sprung gekriegt, sollte ich meinen. Aber es ist noch nichts herausgefallen. Halte Sie ihn nur recht fest, rathe ich. Einen Schilling.“

Sehr verdrießlich zahlt Anna Moder ihren Schilling, um einen Topf, den sie ganz abgeliefert, zerbrochen wieder zu erhalten. Sie ist bemüht, die neugierig durch die Ritzen hervorschauende Butter in ihre natürlichen Gränzen zurück zu weisen und wirft einen unzufriedenen Blick auf den Schiffer, der achselzuckend sein Geschäft fortsetzt.

So lange die Landratten noch am Bord sind, verhalten sie sich schweigsam. Sie fühlen es, daß sie auf und zwischen diesen Planken dem Schiffer unterthan sind. Sobald sie aber wohlbehalten auf festem Boden stehen, schelten sie den Schiffer und machen ihm Vorwürfe über Vorwürfe, die er, beide Hände in die Seiten gestemmt, ruhig mit anhört und dann pflegmatisch zu ihnen sagt:

„Ihr müßt doch wieder bei mir an Bord, wenn Ihr nach Hause wollt; also schickt Euch, sonst nehme ich Euch nicht mit.“

Von der Wahrheit dieser Worte getroffen, verstummen sie und gehen dem Keller zu, der ihre Wohnung, ihr Speisesaal und ihre Börse ist.

Die Weiber kochen den Kaffee und die Männer sitzen hinter einem Glase Bier oder Schnaps. Der Schiffer kommt allendlich auch und setzt sich, als müsse es so sein, auf den vornehmsten Platz am Fenster, wo noch Niemand sich niederzulassen wagte. Mit größter Unbefangenheit grüßt er alle Anwesenden, als ob nichts vorgefallen wäre und wird so freundlich wieder gegrüßt, als ob er niemals Buttertöpfe zerschlagen und die Aepfel in den Körben nicht gebrandschatzt hätte. Sie sind Alle wohlbehalten binnen gelootst und

hier vor Anker gebracht. Der Schiffer mit dem großen Mundwerk ist ihnen ein Stück Heimath in der Fremde. Dieser nimmt die Begrüßung des Wirthes als eine selbstverständliche Huldigung entgegen und trinkt ein Glas mehr, als die Andern. Dann legt er einige Briefe auf den Tisch, die ihm daheim zur Besorgung anvertraut sind und sagt zum Wirth: „Für jeden, der abgeholt wird, nimmst Du einen Schilling." Der Führer der Fährjolle ist so naiv, vorauszusetzen, daß es die Leute wissen, er habe einen Brief für sie mitgebracht, den sie hier abholen können. Und gewöhnlich trifft es zu. Wer irgend mit einem Orte in Verbindung steht, der durch einen Fährkeller in der Stadt vertreten wird, spricht ab und zu vor und fragt, ob etwas für ihn angkommen ist. Mancher bringt auch eine Schachtel, ein Packet, ein Stück Möbel, für Den und Jenen in dem entlegenen Dorfe bestimmt, und händigt es dem Wirth mit der Bitte ein, es dem Schiffer doch ja bei der nächsten Abreise mitzugeben, welches aber zu Zeiten aus Vergeßlichkeit für eine Reise oder zwei übersehen wird.

Und wie es heute hier beschrieben ist, so ging es Morgen und Uebermorgen, von einer Woche zur andern, von dem Tage, da das Eis aus dem Strome

wich, bis zu dem Tage, wo Schneestürme und Hagelschauer niederrasselten und die Fährjolle sich in dem Hafen des heimischen Dorfes sorgfältig einleuchtete.

So sah ein Fährkeller aus in jenen gesegneten Tagen, als man, wenn Ebbe und Fluth entgegen waren, zu einer Reise von sieben oder acht Meilen vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden brauchte, denn damals flogen noch keine Rad- und Schraubendampfer die Ströme auf und ab; diese flügellosen Adler, die Alles gleich machen, wie eine norddeutsche Ebene, und in Gemeinschaft mit ihren Schwestern, den Lokomotiven, zwischen Nordcap und Himalaja die engverbindende bewegliche Brücke gebaut haben.

Aber das Dörfchen, von welchem die erste Fährjolle abging, ist in dem Laufe der Zeiten zu einem Dorfe herangewachsen. Es ward ein großer, stattlicher Ort mit vornehmen Herrenleuten, die auf ihren Gehöften wohnten, wie die Grafen und Barone auf ihren Bergschlössern. Der Verkehr mit der reichen Handelsstadt ward von Jahr zu Jahr stärker und der Vollbauer fuhr im Sommer schon ein paar Mal dahin, zunächst um seine Geschäfte abzuthun, dann aber auch, um sich zu vergnügen. Er hatte so oft und soviel von dem glänzenden Leben gehört, welches die

Städter führten, hatte aus der Ferne einen Blick darauf geworfen und wollte den Tanz auch einmal mitmachen. Von den Söhnen der kleinen Insten waren viele, angelockt von der Pracht und dem Glanze der Seestadt, dahin gegangen und hatten sich an Bord eines Schiffes begeben, um den Marinedienst zu lernen. Als Kajütenwächter und Deckläufer waren sie zum ersten Male in See gegangen, als befahrene Matrosen und Deckofficiere kamen sie nach einigen Jahren zurück. Einige von den Kindern des Dorfes standen sogar als Officiere auf dem Halbdeck. Allen diesen war, wenn sie von dem Heimathsorte nach der Stadt, oder umgekehrt fuhren, die alte Fährjolle nicht recht und in den Keller wollten sie auch nicht hinein.

Da ergriff die mächtige Zeitwoge den Schiffer, wie den Kellerwirth und Beide wurden von ihr eine weite Strecke fortgerissen. Auf dem Werft ward der Kiel zu einer stattlichen Jacht, oder einer noch stattlicheren Sloop gelegt und nach den bewährtesten Mustern ausgeführt. Als sie vom Stapel lief, glänzte sie in hellen Farben und führte, statt der braunrothen Segel, dergleichen von schneeweißem Bramtuch. Statt des altmodischen Sprüts hatte sie eine Gaffel, von welcher die Landesflagge vornehm abwehte. Die

Schwerter an beiden Seiten waren verschwunden, denn die Jacht ward auf scharfem Kiel gebaut. Der Kajütenraum wurde sorglich abgegränzt und die Passagiere hatten nicht zu fürchten, hinfüro von Buttertöpfen und Obstkörben belästigt zu werden.

Der Wirth seinerseits bemerkte plötzlich von der Kellerthür aus, daß in der Seitenstraße ein schmuckes Haus stand, das seine Front dem Hafen zuwandte und für einen mäßigen Preis zu haben war. Und eines Tages kamen Maurer und Zimmerer, Tischler und Maler, die wie Kobolde ein- und ausschlüpften. Man hörte ein geheimnißvolles Hämmern und Hobeln und eines schönen Morgens stand die Hausthür weit auf für Jeden, der eintreten wollte. Die äußern Brandmauern waren mit einer rothen Lackfarbe überzogen und jeder Ziegel besonders mit einer weißen Einfassung umgeben. Drei Stufen führten zu dem Eingange hinauf und über demselben stand mit schwarzen Buchstaben auf einem weißen Schilde: „Fährhaus.“

Zu beiden Seiten des Hausflurs waren die Gaststuben. Es stand an keiner derselben eine besondere Inschrift. Aber instinktmäßig wandten sich die etwaigen Schiffer und Steuerleute, so wie die

erbgesessenen Vollbauern rechts, während die sogenannten kleinen Leute in die Stube links schlüpften. Der Wirth war für gewöhnlich in der Herrenstube zu finden, während er die sogenannte zweite Stube seiner Frau oder einem erwachsenen Sohne überließ. Er trug in dem neuen Eigenthum noch die seemännische Rundjacke, wenn auch von feinerem Tuche. Aber Mütze und Pantoffeln verschwanden. Er bediente seine Gäste barhäuptig und hatte seinen Hut an dem Pfeiler des Schenktisches aufgehängt. Dieser Hut war für die Besucher der Gaststube zugleich ein untrügliches Barometer, denn bei schönem Wetter war es ein leichter Strohhut mit seegrünem Bande, bei Regen- und Sturmzeiten dagegen ein lackirter Lederhut.

Der Schiffer unterhielt nach wie vor seinen Verkehr mit dem Fährhause, wie früher mit dem Keller und folgte seinen Passagieren auf dem Fuße. Nur spielte er daselbst nicht mehr die erste Rolle. Er ging in die Herrenstube, aber ehe er sie betrat, nahm er den Hut ab. Er bedankte sich, daß man sich seinem Fahrzeuge anvertraute und bat um die Fortdauer dieser Gunst. Die mitgebrachten Briefe legte er auf den dazu bestimmten Tisch, empfahl dem bereitstehenden Boten, sie pünktlich zu besorgen, und ging dann

in die zweite Stube hinüber, um unter seines Gleichen ein Glas zu trinken. Und wenn die Zeit der Abreise nahte, stand auf der schwarzen Tafel, die unfern von der Hausthüre hing: „Schiffer N. fährt Morgen früh um sechs Uhr mit Hochwasser von der blauen Brücke ab. Es wird gebeten, pünktlich einzutreffen.“

Die Fährkeller wurden von den Fährhäusern verdrängt. Aber diese trugen noch immer den Charakter des Ortes, den sie vertraten. Nun haben auch die Fährschiffe den Dampfern mit und ohne Schraube Platz machen müssen, die ihre Passagiere von allen Nationen beziehen, ein bunt durcheinander gewürfelter Menschenknäuel, der sich eben so schnell wieder entwirrt, wenn er die Landungsbrücke erreicht. Von einem gemeinsamen Unterkommen, welches eine Heimath in der Fremde bietet, ist nicht mehr die Rede.

Wir aber verlassen diese unerquickliche Gegenwart und schauen wieder um ein halbes Jahrhundert zurück auf die gesegneten Tage, wo vor dem Fährkeller zur Zeit der Ebbe und Fluth ein dichtes Gedränge stattfand und inmitten desselben eine schwankende Mauer von Körben, Fässern, Schachteln und Säcken sich pyramidalisch aufthürmte. Zu jener Zeit erhob sich

unfern von diesem Schauplatze ein schmales Giebelhaus, das keine Kellerthür nach der Straße hatte und dessen bewohnbare Räume erst mit dem Erdgeschoß begannen, zu welchen man mittelst einiger steinerner Stufen gelangte. Wer wohnte in diesem Hause?

In meiner Jugend hießen die Führer der Handelsschiffe noch nicht Capitaine, sondern Schiffer. Alle von ihnen zu zeichnenden Connoissemente fingen mit den Worten an: „Ich, Schiffer — vom Schiffe —" und eine ehrsame Hausfrau theilte ihren Freundinnen im Vertrauen mit: „Meine Trina kriegt einen Schiffer zum Mann."

Ich kannte einen solchen Schiffer. Niklas Behn war er geheißen, der eine Brigg fuhr und sich, wie der Ausdruck heißt, für diese bedankte, weil er bei schwerem Wetter einen unglücklichen Fall that und sich daher für ein Stück Ballast hielt, das einem bessern Colli am Bord den Platz nicht wegnehmen dürfe. Mit einem tiefen Seufzer verließ er das Halbdeck der Brigg, die er während mancher harten Boe über Wasser hielt, um das Steuer stärkeren Händen zu überlassen.

Aber er war allzusehr an eine stete Beschäftigung gewöhnt, der gute Niklas Behn, und glaubte nicht

leben zu können, ohne daß er etwas um die Hand hätte. Darum kaufte er das Haus mit der steilen Vortreppe und dem schmalen Giebel, scharwerkte mit seinem Weibe darin herum nach Herzenslust und als die Nachbarn sich lange genug die Köpfe zerbrochen hatten, was daraus werden sollte, erschien oberhalb der Hausthür eine schwarze Tafel mit der weißleuchtenden Inschrift „Schifferhaus von Niklas Behn.“

Das fehlte den Herren bis dahin und darum ein Hurrah für Niklas Behn, der es ihnen gab. Jetzt besaßen sie ihren abgeschlossenen Raum, wo sie harmlos unter sich verkehren konnten, ohne von den Landlubbern sonderlich belästigt zu werden. Verlief sich ein solcher hierher, fand er gewiß jeden Platz besetzt, außer den am zugigen Eckfenster, und wollte er ein Glas Wein trinken, mußte er es drei oder vier Mal vergeblich bestellen. Da verzichtete er denn gemeinhin auf das Wiederkommen.

Ein Schifferhaus aus der alten Schule ist eine Welt für sich. Der Wirth ist in seiner Art wohlhabend. Er nimmt seine Gäste nicht blos bei sich auf, um von ihnen zu leben, sondern auch, um Gesellschaft zu haben. Darum sitzt er am Tische bei ihnen und wenn einer der Gäste etwas bedarf, holt

er es sich selbst vom Schenktisch, um den Wirth nicht zu stören, der gerade einem alten Maaten ein harmloses Gespinnst abwickelt. Vom Morgen bis zum Abend steht die Gaststube den Besuchern auf, aber in ihrem Glanze erblickt man sie nur Morgens von zehn Uhr an bis zur Mittagszeit und Abends von sechs Uhr bis zum Wachtschuß, der am Bord des Stationsschiffes fällt. Die Stube ist hell und hat die Morgensonne. In wie weit eine Stube einer Kajüte ähnlich gemacht werden kann, ist es redlich geschehen. Unter der Decke hängt der unvermeidliche Compas. Das sauber geputzte Fernrohr, das der norddeutsche Seemann seinen Kieker nennt, ruht auf zwei Klammern dicht am Eingange, obgleich man damit nirgends hinsehen kann, als über die schmale Straße weg in des Nachbars Unterstube. Der Sand ist, als gegen die Schiffsordnung verstoßend, vom Fußboden verbannt, aber unter den blank gebohnten Nußbaumtischen liegt hier und da, als Geschenk eines lieben Gastes, eine indische Bastmatte, oder eine Decke von besonders künstlich geflochtenem weißen Platting und ähnliche Seemannskunststücke. Niklas Behn hat sich sogar dazu verstanden, ein Paar Tischglocken anzuschaffen, deren Handhabe einem Ankerstocke gleicht,

und die nun, in Gemeinschaft mit den messingenen, wie Jollboote geformten Kohlenbecken im Sonnenlicht blitzen, wie die Goldstufen in Aladins Wunderhöhle.

Daß die Gäste des Hauses in allen leiblichen Dingen wohl gepflegt werden, läßt sich von so umsichtigen Leuten, wie Niklas Behn und seine wackere Hausfrau sind, wohl erwarten. Aber er sorgt auch für die geistigen Interessen seiner Freunde. Den ersten Morgenbesuch im Schifferhause stattet der Zeitungsjude ab, der die Avisen bringt. In einer Ecke steht der Pfeifentisch und auf demselben eine stattliche Reihe langer holländischer Thonpfeifen, denn nur aus solchen raucht der alte Seemann. Er verachtet die fußlangen, hölzernen Röhren mit den seidenen oder wollenen Schnüren, als das Eigenthum der Schuster und Schneider, und an die neumodische Cigarre, die hier und da aufzutauchen beginnt, kann er sich nicht gewöhnen. Neben den Pfeifen liegt eine stattliche Rolle vom feinsten Portorico. Jedermann stopft und raucht davon nach Belieben. Es ist der Rabatt, den der Wirth seinen Gästen bewilligt, noch ehe sie einen Schilling verzehrt haben. Ein ehrsamer Schiffer fordert auch nicht gleich bei seinem Eintritt zu trinken, um nicht für einen Säufer zu gelten, der die Zeit

nicht abwarten kann. Er trinkt später desto nachhaltiger.

Aber mit den sitzenden Gästen allein ist es nicht gethan. Viele Schiffer, deren Familien auswärts sind, fahren auf hier. Diese ziehen, wenn das Schiff im Hafen angelangt ist, mit ihrem ganzen Kojegut in das Schifferhaus, wo im ersten Stock für solche Fälle die Stuben hergerichtet sind. Es kleben aber nicht, wie in einem Gasthofe, todte Nummern an den Thüren, sondern der Name des Bewohners wird mit großen Buchstaben daran geschrieben. Ein solcher Kostgänger ist dann nicht mehr Gast, sondern zählt zu der Familie. Wenn dem Hausherrn einmal der Kopf nicht recht steht, zieht die Hausfrau ihren Kostgänger beiseite, damit er den Alten auf andere Gedanken bringe und erforscht nebenbei, welcher Braten für den nächsten Sonntag ihm wohl am genehmsten sein dürfte. Sie ist der Trost aller Hausgenossen, weiß in den meisten schwierigen Fällen Rath, hat stets lose Schillinge zur Hand, wenn der Mann nicht wechseln kann, und geht es Sonntags zur Kirche, was sich kein rechtschaffener Schiffer aus der alten Schule nehmen läßt, hat sie in ihrer Kammer für Jeden ein Gesangbuch mit silbernen Buckeln.

Die Tage kommen und gehen. Draußen stürmt und schneit es. Die Sonne scheint bald und bald regnet es in Strömen. Die Börse jubelt und trauert. Die Völker bekriegen sich, machen Frieden und entzweien sich auf's Neue. Die ganze Welt kleidet sich jeden Tag in ein neues Gewand. Nur in dem alten Schifferhause herrscht täglich dieselbe patriarchalische Muße und Ordnung vom ersten Blick der Frühsonne bis zum späten Abenddämmer.

Doch nein! Einen Abend im Jahr giebt es, wo alle bisherigen Verhältnisse sich auf den Kopf stellen. Drei Tage vorher regt es sich schon in den fernsten Winkeln des Hauses und erst drei Tage nach dem großen Ereigniß sitzt die Hausfrau wieder in altgewohnter Ruhe mit dem Strickstrumpf am warmen Ofen. Dies große Ereigniß ist eine „Karpfenmahlzeit."

Der norddeutsche Seemann, der seine meiste Lebenszeit auf dem Wasser zubringt und Salzfische ißt, liebt es, auch die Bewohner des Süßwassers kennen zu lernen und hat besonders dem Karpfen seine Neigung zugewendet. Darum beginnt mit dem Eintritt des Winters die Aufforderung der Gäste an den Wirth, doch recht bald eine solche Mahlzeit herzurichten. Er

zuckt die Achseln und meint, es sei mit gar zu vielen Weitläuftigkeiten verknüpft; doch wolle er gelegentlich hinhorchen, was seine Frau dazu sage. Die Frau, welche längst weiß, was den Männern das Herz abdrückt, stellt sich sehr überrascht. Das könne gar nicht angehen, sagt sie. Man wisse, welche Last sie sich im vorigen Winter damit aufgeladen. Sie sei nicht mehr so berührig, als früher, könne sich eine so schwere Arbeit nicht zumuthen und würde mit einer mangelhaften Einrichtung nur wenig Ehre einlegen. Aber im Innern ist sie still vergnügt, daß sie einmal wieder ihre Kochkünste zeigen kann, und überschlägt bei sich, wie Alles auf das Beste herzurichten sei.

Der Abend der „Karpfenmahlzeit" bricht herein. Vom Flur ist die kleine Oellampe verschwunden und in der bunt verzierten Glasleuchte unter der Decke brennt eine große Kerze. In der vordern Stube ist eigentlich Alles wie sonst und doch so ganz anders. Es ist der festliche Nimbus, der sich verklärend über diese alltäglichen Gegenstände verbreitet, ähnelnd dem glänzenden Hauche, der die Poesie des Pfirsich ausmacht. Die Gäste erscheinen zur bestimmten Stunde im Sonntagsrock und schütteln sich feierlicher die Hände als sonst. Sie greifen nicht gleich zur Pfeife

und pflanzen sich damit um die Tische, sondern gehen, mit gedämpfter Stimme sprechend, auf und ab. Wenn ein neuer Gast eintritt, ist der Wirth zur Hand und nimmt ihm den Hut ab, den er sorgsam weghängt, was ihm an gewöhnlichen Abenden gar nicht einfällt. Dann aber bemerkt er, wie noch entsetzlich viel zu beschaffen sei, weshalb man sich ohne ihn behelfen müsse. Er schlüpft geschäftig hinaus, wo er nichts zu thun hat, als den Weibern im Wege zu stehen und tritt nach zwei bis drei Minuten wieder ein mit einem Gesicht, das zu sagen scheint: „Ein Glück, das ich gerade jetzt hinaus kam.“

Indem schlägt die Uhr acht. Der Seemann ist pünktlich und es fehlt Keiner. Mit dem letzten Schlage verstummen Alle. Die Frau vom Hause tritt aus der großen Wohnstube, die zum Speisesaal ausersehen ist, mit einigem Geräusch in den Kreis der Schiffer und Steuerleute.

„Wenn es gefällig ist, Schiffer Matzen! Wenn es gefällig ist, Schiffer Molkenbuhr!“ sagt sie mit dem wohlwollendsten Lächeln, das ihr von dem Feuer und der Freude geröthetes Gesicht bedeutend verschönert. Und „Wenn es gefällig ist!“ sagt sie noch dreißig Mal und setzt stets den Namen eines Anwesenden

hinzu, denn sie vergißt Keinen und an der Ehre des Hauses haben Alle gemeinsamen Antheil.

Sie sitzen und schauen auf die mit schneeweißen Linnen gedeckte Tafel. Auf zwei großen Schüsseln thürmen sich die Stücke der blau gesottenen Karpfen bis zu einer schwindelnden Höhe pyramidalisch auf. Assietten mit zerriebenem Meerrettig und zerlassener Butter stehen zu beiden Seiten derselben. Die dampfenden Kartoffeln sind sorglich mit einer Serviette bedeckt, damit sie sich nicht erkälten. Wenn heutiges Tages irgend ein Wirth an irgend einem Orte zu einem besonderen Lokalgericht einladet, wird dasselbe als eine Zwischenschüssel in ein großes Diner eingeschoben und ein unaufmerksamer Esser bemerkt es vielleicht kaum. Hier aber ist das Hauptgericht zugleich das einzige Bollwerk, das zu stürmen ist, und als der Wirth des Hauses im Niedersitzen fröhlich ruft: „Jedermann an sein Werk!“ antworten die Tischgenossen mit einem lauten „Allstunds!“ und der eifrigste Vertilgungskrieg beginnt. Sie sitzen um den Tisch, unerschüttert, wie eine gereffte Fock an der Raa bei'm fliegenden Nordwest, vorausgesetzt, daß die Rockbenzel festgelegt sind. Nur die Hausfrau hält nirgends Stand. Sie ist weder in der Stube, noch in der

Küche, sondern stets auf dem Wege von der einen zur andern.

„Wenn der Karpfen schmecken soll, muß er in Butter schwimmen,“ lautet die Regel. Die Schiffer meinen, sie wollten versuchen, ob er nicht auch in Rothwein schwimmen könne. Der alte Schiffer bei seinen Festmahlzeiten trank nur Rothwein. Er wechselte nicht mit jedem Gericht die Weinsorte. Eine Speise war es und ein Trunk; aber viel. Er trank ordentlich, um dem Fische seine Schwimmkünste zu erleichtern, und wenn ihrer dreißig zu einem guten Werke beisammen saßen, konnte man sich mit einiger Phantasie ein Miniaturbild des rothen Meeres vergegenwärtigen.

Endlich verschwinden die Schüsseln. Die Westenknöpfe versehen nur noch nachlässig ihren Dienst und weder den rothbäckigen Aepfeln noch den feinen, selbst gebackenen kleinen Kuchen, die als ein bescheidenes Dessert auf der Tafel erscheinen, wird eine sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt. Höchstens liebäugelt Einer mit dem Chesterkäse, der als ein besonderes Tafelstück soeben aufgetragen wird.

Sie haben jetzt an etwas anderes zu denken, die alten Jungen. Es wird ihnen zu enge zwischen den

vier Wänden und darum stehen sie, wenn auch nur in Gedanken, auf den Verdecken ihrer Fahrzeuge und sehen in die offenbare See. Gerade jetzt besinnt sich Jeder auf eine besonders merkwürdige Reise und wird von einer unbezwinglichen Lust ergriffen, sie seinem Nachbar zur Rechten mitzutheilen. Darum wendet sich Schiffer Matzen an Schiffer Molkenbuhr und dieser an Schiffer Lorenzen und so geht es ununterbrochen weiter, bis endlich Schiffer Lührsen dem Schiffer Matzen erzählt, der noch immer dem Schiffer Molkenbuhr sein Gespinnst nicht abwickelte. Und am Ende haben Alle nichts gehört, obgleich Jeder behauptet, daß es eine lustige Geschichte war.

Da fährt mitten in das harmlose Geschwätz der schrille Ton einer Knarre und eine Baßstimme ruft dicht unter den Fenstern: „Die Glocke hat zwölf geschlagen! Zwölf ist die Glocke!“ Sie fahren von den Stühlen auf, so schnell dies bei der schweren Deckslast nur irgend geschehen kann. Im Nu sind sie aus den fernsten Meeren heimgekehrt und ankern wieder in der Gaststube zum Schifferhause in der Stromstraße bei'm alten Niklas Behn.

Noch ein Glas, Jeder für sich; noch einen Dank für die Hausfrau, einen Händedruck für den Wirth

und dann hinaus auf die Straße. Zwei und dreißig Vollschiffe steuern die verschiedensten Course. Manche, trotz des günstigen Windes, scharf lavirend und nicht überzeugt, ob sie die Thür ihres Hauses auch ohne Havarie aufkreuzen werden. Aber sie kommen Alle wohlbehalten binnen.

Das ist nun vorbei. Es giebt keinen Niklas Behn mehr und auch sein Schifferhaus ist verschwunden. Die Häuser, die jetzt noch den Namen führen, sind offene Trinkstuben und ein ächtes Seemannsleben ist darin nicht zu finden.

Sie haben jetzt eine Schiffer-Gesellschaft gestiftet. Das ist ein stattliches Gebäude mit Flügelthüren und großen Spiegelscheiben; mit Sälen, Spiel- und Billardzimmern, wo befrackte Kellner, mit einer Serviette über'm Arm, des Winkes harren. Da stehen die jungen Herren Capitaine mit Glaceehandschuhen und zupfen an der Halsbinde, bevor sie wieder auf die Straße gehen. Da sitzen die alten Capitaine und langweilen sich schrecklich. Aber sie müssen mithalten, weil es einmal schicklich ist und die Herren Rheder und Befrachter zuweilen hier vorsprechen. Die Spiegel reichen von der Decke bis zum Fußboden, aber sie werfen nicht das Bild harmlos-fröhlicher Menschen

zurück. Die Divane und Lehnsessel sind so weich gepolstert, daß man schier darin versinkt. Aber der Ruhende findet nicht mehr die alte Behaglichkeit. Es sind nicht die Gleichgesinnten und Gleichberechtigten, die sich harmlos zusammenfinden, — es ist eben eine Gesellschaft.

XIII.

Ein Seemannsschwank.

Eine flotte Mannschaft hatte sich in dem Keller zur „Bremer Flagge," welcher in Hamburg an den ersten Vorsetzen lag, vor Anker gebracht. War einer der Keller, die bei Springfluthen zuerst unter Wasser stehen. Heute aber fluthete er über von Punsch und Grog.

In der Gaststube stand ein langer, braunrother Eichentisch und an den beiden Langseiten desselben saßen die lustigen Gesellen, wie die Decksmannschaften längs den Reilingen, wenn es auf einem benachbarten Schiffe etwas anzugaffen giebt. An dem einen schmalen Ende aber saß als weitschimmerndes Galion, ein baumlanger Zimmermann mit leuchtendem Gesichte und torkelnder Zunge. Ihm gegenüber hockte auf einem dreibeinigen Schemel, gleich der Laterne am

Spiegel, ein listiger, verschmitzter Bursche mit hellfunkelnden Augen. Auf seiner hohen Stirn konnte man deutlich lesen, wie manchen Schelmenstreich das Gehirn hinter demselben bereits ausgebrütet hatte. Das Blinzeln der Augen aber sagte, daß er gerade jetzt einen ähnlichen auszuführen gedenke.

Diese Beiden waren, so zu sagen, die Deckoffiziere der lustigen Mannschaft und die Andern zufrieden, dasjenige zu thun, was Jene ihnen geboten. Waren von einer zufälligen Brise hier zusammen geweht. Westindienfahrer und Robbenschläger, geschwärzte Coliers und geleckte Kuff- und Tjalkmänner, wie sie tagtäglich in bunter Reihe längs den Vorsetzen und dem Hafendamm auf und ab strömen. Einer gab wenig Acht auf den Andern, am wenigsten aber sahen sie auf einen halbgrünen Burschen, der erst zwei Mal außerhalb der rothen Tonne gewesen war und von einem Seemanne wenig mehr an sich hatte, als die rothe Mütze und die blaue Jacke.

Da klangen die Gläser heller zusammen und eine stark angefeuchtete Kehle begann zu singen, worauf die Uebrigen einstimmten.

Was schaukelt im Jollboot an der Backbordsseit'?
Ahoi!

Wen bringt Ihr geschrotet, Ihr lustigen Leut'?
Ahoi!
Zehn betrunkne Matrosen am Bord wir ha'n,
Zehn Matrosen und auch noch den Zimmermann.
Ahoi! Ahoi! Ahoi!"

Der Zimmermann am Kopfende des Tisches machte ein verdrießliches Gesicht und goß den Grog des Nachbars in seine Kehle. Darüber entstand ein lautes Gelächter und der Vorsänger stimmte neuerdings an:

„Den Stropp um den Leib und wippet sie auf!
Ahoi!
Da habt Ihr sie allesammt auf einen Hauf,
Ahoi!
Die Matrosen liegen und schlafen recht schön,
Der Zimmermann will nicht gerade mehr stehn.
Ahoi! Ahoi! Ahoi!"

Der Zimmermann sprang auf, zerschlug die zunächst stehenden Gläser und sagte mit einem derben Fluche, er wolle Jeden todtschlagen, der sich unterstünde, ein Schimpf- und Spottlied auf ihn zu singen.

Der Kleine mit den verschmitzten Augen, der die Laterne am Spiegel vorstellte, sagte:

„Gutes Galion, mache es gnädig. Hätte das alte Sprachrohr gewußt, daß Du so ungefügig bist,

wie ein Flaggenknopf, durch den eine Tallreepstrosse geschoren werden soll, er hätte Dich nicht in Reime gesetzt, für welches Versehen ich ihn verurtheile, mich mit einer Flasche Portwein zu tractiren."

Der Vorsänger wollte hiergegen protestiren, aber der Kellerwirth sagte ihm in's Ohr:

„Hilft Dir nichts. Ich habe sie Dir schon angeschrieben und Du kannst jetzt gleich sehen, wie Bootsmann Hein sich das erste Glas zu Gemüthe führt."

Das that dieser und als es geleert war, sagte er:

„Ich bin der Bootsmann von der „Concordia" und darum will ich von keinem Streite etwas wissen. Es kann auch Alles friedlich zugehen, wenn Ihr nur immer thut, was ich haben will. Jetzt, meine ich, fangen wir ein kleines Spiel an. Aber nicht mit Karten, die der Teufel, oder mit Würfeln, die sein Bruder, der Satan, erfunden hat. Wir wollen etwas spielen, wobei Alle verlieren und etwas Zeit behalten mit den Gläsern zu klingen, so lange wir sie fassen können."

Dem stimmten Alle bei; nur der halbgrüne Junge mit der rothen Mütze schüttelte den Kopf, weil er es nicht verstand, und der Bootsmann sagte:

„Wen ich rufe, der antwortet, und was ich von

ihm fordere, das bleibt ihm verloren für alle Zeit. Und wenn wir Alle es zehn Mal bei ihm sehen, soll er es doch verloren haben. Wir geben keinen Schilling dafür und wäre es auch ganz Kalifornien."

„Ja! Ja! Ja!" stimmten Alle bei und Bootsmann Hein rief:

„Langer Zimmermann, Ahoi!"

„Holloi!" antwortete dieser, sich erhebend, wobei er bis an die Decke der Stube wuchs.

„Du hast von jeher ein großes Maul gehabt, langer Zimmermann, und damit Deine Maaten oft wild gemacht. Darum nehme ich es Dir und werfe es über Bord. Langer Zimmermann, Du bist stumm."

Das wollte dieser sich nicht gefallen lassen und brüllte ärger als eine rollende See. Aber die Backsgenossen kehrten sich nicht daran, sondern sagten, der Zimmermann sei stumm und das wäre schade, denn es gäbe nun keinen mehr, der ihnen den Hals volllügen könne.

Bootsmann Hein hörte dem wüsten Lärm eine Weile zu, dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Dirk Meindert von Rotterdam!"

„Halloi!" antwortete dieser und stand windschief,

wie eine Oberbramstenge bei gereffter Marssegelkühlte.

„Du hast eine Dirne, roth von Backen und blau von Augen, die allen Narren die Köpfe verdreht und den Deinigen am meisten. Die Dirne nehm ich Dir weg und werfe sie über Bord. Sie ist todt.“

„Blixum!“ sagte der Holländer. Sein Nachbar zog ihn auf die Bank nieder und sagte:

„Gieb Dich. Der Bootsmann und die Dirne sind längst mitsammen einig und wenn sie mit Oberbramsegel in See gehen, mußt Du doch im Lee vom großen Boot stehen und maulaffen.“

Der Lärmen der Uebrigen verschlang die nachbarlichen Ermahnungen und der Bootsmann fuhr fort, den Genossen der feuchten Tafelrunde nach einander irgend ein Eigenthum abzusprechen, bis der Eine kein Maul, der Zweite kein Bein, der Dritte keine Dirne, der Vierte kein Geld und der Fünfte keinen Durst mehr hatte, und Jeder sich in sein Schicksal finden mußte, so gut es ging.

„Sind wir herum?“ fragte der Bootsmann, dessen Zunge nachgerade etwas schwer niederfiel, wie die Pallen beim Ankerwinden.

„Noch nicht. Hier sitzt Einer. Und obenein

Jemand, der noch kein Wort gesprochen und noch keinen Tropfen getrunken hat."

Mit diesen Worten zeigte er auf den halbgrünen Jungen in der rothen Mütze. Die ganze Mannschaft betrachtete den Burschen, den sie vorher nicht beachtet hatte, ganz genau, denn sie war neugierig, wie ein Menschenkind dreinschaue, das den ganzen geschlagenen Tag bei einem Zechgelage zubringe, ohne zu sprechen oder zu trinken.

„He, mein Junge? Wer bist Du?" rief Bootsmann Hein. „Sperre den Mund auf und sage, wie Du hierher kommst."

„Ich? — Ich? —" stotterte der Bursche. Aber das grinsende Gesicht des Fragenden steigerte seine Furcht und er vermochte nicht ein Wort hervorzubringen.

„Deinen Namen! Deinen Namen!" riefen Alle mit lautem Toben. „Will der Saccermenter wohl seinen Namen sagen."

Aber der Junge blieb stumm.

„Wird eine gute Art von Namen sein, da er ihn nicht einmal auszusprechen wagt," lachte der Bootsmann. „Darum denke ich, wir thun ein christliches Werk, wenn wir ihm ganz und gar davon helfen. Seid Ihr es zufrieden?"

„Ja! Ja!“ riefen Alle. „So soll es sein. Ueber Bord mit dem Namen.“

„Gräme Dich nicht, mein Junge,“ sagte der Bootsmann mit erkünsteltem Ernst. „Hilf Dir ohne Namen weiter. Du sollst nun Garnicht heißen. Versteht Ihr es? Der Bursche heißt Garnicht.“

„Garnicht!“ wiederholten Alle lachend und taumelnd. Und weil Jeder gerade soviel Ladung unter Deck gebracht hatte, daß er mit eigner oder fremder Hülfe in seine Hängematte kommen konnte, stoben sie nach allen Seiten auseinander, um im langen Schlafe des kurzen Rausches zu vergessen, und am andern Tage ihr Werk da wieder anzufangen, wo sie es heute liegen ließen.

Der Keller war leer und der Kellerwirth, der sich nach dem angestrengten Tagewerk auch einige Ruhe gönnen wollte, hieß dem Burschen, der still vor sich hinbrütete, seiner Wege gehen. Das that dieser und kam aus dem dunkeln Keller an das Tageslicht. Die Sonne stand schon tief und ihre letzten Strahlen vergoldeten die Mastenspitzen der in dem Hafen liegenden Schiffe. Allerlei Volk rannte geschäftig hin und her, denn wer den Tag über gefaullenzt hat, will sich doch gegen Abend das Ansehn eines Fleißigen geben.

Der Bursche ohne Namen dachte: „Muß nun sehen, bald bei einem Schiffe an Bord zu kommen, das stracks in See geht. Dann bin ich hier der Plage los und finde wohl jenseits der rothen Tonne einen Namen wieder.“

Stellte sich mit diesen Worten an eines der vielen Treppengeländer und als er einen Capitain des Weges kommen sah, trat er an ihn heran und sagte:

„Mit Verlaub, Capitain. Ich wollte Euch um Etwas ansprechen.“

„Betteln bei so jungen Jahren?“

„Nicht betteln. Aber wenn Euer Schiff bald in See geht, hätte ich gern eine Heuer als Leichtmatrose bei Euch.“

„Wie heißest Du?“

„Ich heiße Garnicht.“

„Solche Leute kann ich nicht brauchen,“ sagte der Capitain und ging seines Weges. „Das Wenigste, was der Mensch haben muß, ist ein Name. Kannst ja sonst nicht in der Schiffsliste stehen.“

„Das wird gut werden!“ dachte der Bube und versuchte sein Heil noch bei einigen Andern. Aber er wurde überall schnöde abgewiesen, denn die Hamburger

sind kluge Handelsleute und wollen vor allem Andern eine klare und deutliche Firma haben."

Der Bursche sagte nun nichts mehr, sondern schlich still und traurig nach dem Eichholz, wo er bei einer alten Frau, die sich kümmerlich mit Spinnen ernährte, in Schlafstelle lag.

„Noch immer keine Heuer?" fuhr die Alte ihn an.

„Nein!" entgegnete er weinerlich. Ich werde auch wohl keine kriegen, da die Capitaine keinen Leichtmatrosen ohne Namen wollen."

„Was? Du hast keinen Namen?" schrie die Alte laut. „Hinaus aus meinem Keller! Welche Schande für mich, daß ich einen Kerl herbergte, der keinen Namen hat."

Da erschien zur rechten Zeit die Nachbarin. Es war eine kluge Frau, die sich auf Bleigießen, Kartenschlagen und Kaffeesatz verstand. Sie forschte nach, was es gäbe und sagte dann bedächtig:

„Das ist wohl schlimm; aber Dir ist vielleicht zu helfen. Haben sie Dir Deinen Namen über Bord geworfen, so ist es darum nicht verboten, ihn wieder aufzufischen. Wie hast Du denn geheißen, ehe sie Dich so schändlich bestohlen haben?"

„Auch Garnicht!" sagte er kleinlaut.

„Da haben wir's!“ schrie die Alte am Spinnrade erbost. „Einen Heiden habe ich beherbergt.“

„Das ist nichts,“ sagte die kluge Frau strenge. „Sie müssen Dich doch gerufen haben. Wie nannten Dich denn Vater und Mutter?“

„Vom Vater weiß ich nichts und meine Mutter ist auch früh gestorben. Darum sagten die Leute, ich sei unehelich zur Welt gekommen und nannten mich Verloren. Das ist aber kein Name und so habe ich all mein Lebtage keinen gehabt.“

„Das ist ein absonderlicher Fall, den ich in Ueberlegung nehmen will,“ sagte die kluge Frau. „Und da die alte Spinnliese Dich nicht länger mag, so kannst Du mit mir gehen. Ich will Dir die Karte schlagen und für Dich in den Kaffeetopf gucken.“

Das Erstere geschah noch selbigen Abends, wobei die weise Frau die bunten Blätter mit vielem Kopfschütteln betrachtete. Am andern Morgen trank sie bedächtig ihren Kaffee, schaute darauf lange den Bodensatz an und sagte:

„Geh mit Gott, mein Söhnchen. Es kommt nicht darauf an, daß Du Garnicht heißest. Das ist ein Name, so gut, als jeder Andere. Und wenn Dir um einen Vornamen zu thun ist, will ich Dir den

geben, den mein seliger Mann führte, der ihn nun doch nicht mehr braucht. Er hieß Hans und war eigentlich sein Lebelang ein dummer Hans und das kannst Du auch noch werden. Darum gehe Du nur getrost wieder nach den Vorsetzen und wenn sie Dich fragen, wie Du heißest, gieb zur Antwort, die Frau Gesche im Eichholz habe Dich Hans Garnicht geheißen, dann wirst Du schon eine Heuer bekommen."

So ging nun der Leichtmatrose getröstet von dannen und begegnete dem Capitain, der ihn am Abend vorher so barsch anfuhr. Heute früh aber lachte er mit dem ganzen Gesicht und fragte:

„Nun, kleiner Tropf, hast Du Deinen Namen wieder gefunden?"

„Ja, Herr. Die Frau Gesche im Eichholz sagt, ich hieße Hans Garnicht."

Der Capitain sah den Jungen einen Augenblick an und dachte bei sich:

„Solche dumme Leute, die den eigenen Namen vergessen, kann ich brauchen; die merken nicht, was ich im Schilde führe."

Laut aber sprach er: „Wenn Frau Gesche es Dir gesagt hat, wird es auch wohl wahr sein und ich nehme Dich zum Leichtmatrosen an."

„So kam Hans Garnicht zu einer Heuer, ehe er es dachte. Der Capitain aber hieß Ehrlich und sein Schiff der „Schmuggler.“ Nach acht Tagen waren sie über See in ein fremdes Land gefahren und Hans Garnicht genoß alles Glück, welches ein Leichtmatrose empfinden kann, den sein Capitain und sein Steuermann für dumm halten. Eines Tages rief ihm der Capitain und sagte:

„Sieh diese kleine Pakete. Das eine stecke hierhin, das andere dorthin und trage sie nach der Stadt zu dem Krämer in der blauen Gans. Lasse den Hans am Bord und wenn Dich Jemand etwas fragt, so antworte, was es auch immer sei, nur die zweite Hälfte Deines Namens. Hast Du mich verstanden?“

„Ja, Capitain!“ antwortete der Leichtmatrose und lief dem Thore zu, wo ihn der Zollvisitator bei'm Arm ergriff und festhielt.

„Hollah, Junge! Hast Du solche schreckliche Eile?“

„Garnicht!“ entgegnete er.

„Das ist charmant!“ sagte der Visitator. „Dann stehe einen Augenblick still, und sage mir, ob Du etwas Zollbares bei Dir hast?“

„Garnicht!“ antwortete er abermals.

„Du scheinst mir ein wunderlicher Heiliger,“ sagte

der Visitator und schielte nach der stark ausgestopften Jacke. „Wie heißt Du denn?“

„Garnicht!“ antwortete er zum dritten Male.

„So, so!“ meinte der Alte. „Du mußt einen klugen Vater gehabt haben.“

„Garnicht!“ unterbrach ihn Jener.

„Halte das Maul, Junge!“ schalt der Visitator erbost, „und gieb heraus, was Du bei Dir hast.“

„Das will ich wohl bleiben lassen!“ rief Hans Garnicht aufgebracht. „Mein Capitain hat befohlen, es zur Stadt zu bringen und das will ich als rechtschaffener Leichtmatrose thun.“

„Dein Capitain? Hm! Heißt der etwa auch wie Du heißest?“

„Nein, Herr. Der hat einen viel bessern Namen als ich. Er heißt Ehrlich.“

„Sieh! Sieh! Ist der alte Bursche auch wieder da? Nun laß sehen, was Du bringst. Willst Du Dich zur Wehre setzen gegen die hohe Obrigkeit? Hollah, Gensd'arm. Wollen sehen, was wir hier fangen.“

Der Visitator spitzte den Mund und rief den Ober-Inspektor. Was Beide fanden, machte ihnen Appetit auf mehr. Sie schickten darum den Jungen zurück und bedeuteten ihn, er solle sagen, es wäre

Alles redlich abgeliefert und der Krämer in der blauen Gans verlange noch mehr. Als der Leichtmatrose diese Antwort an Bord zurückbrachte, kannte der Zorn des Capitains keine Gränzen und er hätte den armen Jungen gewiß hart gezüchtigt, wenn nicht die Zolljäger gekommen wären, die ihn selbst abholten, und die Kette um den großen Mast des Schiffes legten.

Mit weit größerm Rechte, als sonst wohl geschieht, war Ehrlich in's Gefängniß gesetzt, sein Schiff verkauft und die Mannschaft bestraft. Was den Hans angehe, meinte der Zollrath, so müßte man ihm, dem man eine so wichtige Entdeckung verdanke, eine namhafte Belohnung geben und befahl dem Visitator, das auszurichten. Der aber meinte, Geld mache die Dummen klug, darum behielt er es für sich und sagte zum Hans: „Diesmal sei es ihm so hingegangen; käme er aber noch einmal hierorts binnen, würde er gehängt."

Als der arme Hans Garnicht darob sehr bekümmert seines Weges ging, sah er einen Seemann, der eine schwere Kopfladung hatte, von der einen Seite in ein Boot steigen und von der andern aus demselben herausfallen. Schnell sprang er hinzu und

brachte ihn mit vieler Mühe wieder an's Land. Der Seemann war nach diesem Bade bedeutend vernüchtert und indem er sich schüttelte, sagte er freundlich:

„Schönen Dank für Deine Hülfe. Wer bist Du?"

„Ich bin Garnicht und die kluge Frau Gesche hat mir den Hans dazu geliehen. Das hat den Visitator geärgert. Er hat den Ehrlich in's Gefängniß gesetzt und mich fortgejagt. So bin ich in's Elend gekommen. Wie heißt Ihr denn?"

„Klugnest heiße ich und habe aus manchem Krähenei einen weißen Raben gebrütet. Vielleicht gelingt es mir auch bei Dir. Vorerst wollen wir mitsammen an Bord fahren und das Uebrige wird sich finden."

Die Beiden wurden bald bekannt und wußten sich gut in einander zu schicken. Klugnest trieb eigentlich dasselbe Geschäft wie der Ehrlich; er war nur ein gut Theil verschmitzter nnd drehte dem Visitator einen Zopf, der bald längs der ganzen Küste reichte, die er vor den Schmugglern bewahren sollte. Er lud den Visitator, der ein Freund von einem guten Glase war, zu Gaste, stopfte ihm, wenn er sich vollgetrunken hatte, alle Taschen voll mit verbotenen Waaren und ließ ihn in die Stadt zurückgehen, wohin er ihm heimlich folgte und jenseits der Zollbude die vollen Taschen

wieder leerte. Manchmal mußte auch Hans Garnicht dem Visitator das Geleite geben, und ward dann eben so vollgepfropft, als dieser selbst. Der Visitator, der kein Arges daraus hatte, rühmte seinem Inspektor den Wein des Klugneſt so sehr, daß dieser nicht übel Lust bekam, von demselben zu kosten. Das geschah. Darauf brachte der Inspektor den Zollrath mit; dieser hinwiederum den Ober-Zollrath und so geschah es eines schönen Abends, daß die ehrsamen Grenzsperrer die letzten verbotenen Waaren, ohne es selbst zu wissen, glücklich in die Stadt schmuggelten. Klugneſt strich schmunzelnd ein rundes Sümmchen ein und als er abzureisen gedachte, stellte ihm der Ober-Zollrath ein Zeugniß aus, daß er sich wie ein ehrsamer Schiffer betragen und nicht das Geringste geschmuggelt habe. Das Letztere war vollkommen wahr, denn sie hatten es statt seiner gethan.

Bei einem solchen Meister hatte der Hans etwas gelernt und eines Tages sagte er zu sich selbst:

„Garnicht heiße ich und zu Garnichts komme ich, wenn das so fort geht. Darum will ich es auf meine eigene Hand versuchen, die Schmuggler zu fangen, worüber diese sich wundern werden, wenn es mir gelingt.“

Als er dies für sich bedachte, ging er zu einem vornehmen Zollrath und sagte:

„Wenn ich will, soll keine Elle Band und kein Loth Kaffe mehr auf unrechten Wegen in's Land kommen. Und ich will das, wenn Ihr mich einen gemachten Mann sein laßt."

Der Zollrath wollte das nicht allein auf seine Kappe nehmen, sondern wies ihn an einen Vornehmeren, und dieser an einen noch Vornehmeren, bis er endlich bei dem Vornehmsten anlangte, der in einem großen Hause nahe dem Schlosse des Königs wohnte, mit welchem er die Einkünfte rechtschaffen theilte. Dieser hörte den Hans aufmerksam an und sagte darauf, er wolle sich bedenken. Unterdessen möge der Herr, wenn er seiner Sache so gewiß sei, doch ein kleines Probestück ablegen. Das that er und weil es so günstig ausfiel, daß bald alle gefährlichen Schmuggler in die Hände der Zolljäger fielen, kam Garnicht zum Ansehn, kaufte sich ein stattliches Schiff und trieb Handel und Wandel, bis er ein steinreicher Mann wurde, dem nichts fehlte und der sich nur grämte, daß er keinen Namen habe, außer einen erborgten.

So geschah es, daß er nach der guten Stadt

Hamburg gerieth und die ersten der dortigen Kaufleute sich um ihn bemühten. Einer derselben, Herr Martin, hatte eine schöne Tochter, die dem Garnicht sehr in die Augen stach. Dem jungen Mädchen schien der junge Seemann auch nicht zu mißfallen. Als darauf Hans Garnicht ihr einige zärtliche Worte zuflüsterte, wozu sie erröthend lächelte, dachte er, nun sei es an der Zeit und hielt kurz und gut bei dem Vater um ihre Hand an. Dieser fragte höflich, wie es mit der Herkunft des Herrn stände, und wo dessen Familie ihren Wohnsitz habe. Als er die Wahrheit vernahm, entgegnete er barsch, aus dieser Heirath könne nichts werden. Ein Hamburger Patricier könne keinen Namenlosen in seiner Familie aufnehmen und wenn er bis über die Ohren im Golde säße, weshalb er für die Ehre danke und er möge nur ein Haus weiter gehen.

Hans Garnicht entfernte sich im höchsten Zorn und schwur, er werde in den Krieg gehen und sich dieses Schimpfes wegen todtschießen lassen. Gewiß hätte er sein Wort gehalten, aber es war eben in aller Herren Länder kein Krieg angesagt und darum mußte es bei dem guten Willen bleiben.

Lebte dazumal in Hamburg ein alter Seebär, der

hatte viele Jahre zu Orlog und zur Kauffahrtei gefahren und manches feindliche Schiff geentert; manche schöne Dirne im Sturm erobert. Der ließ den Hans zu sich bitten und weil Beide Gefallen aneinander fanden, wurden sie recht vertraut zusammen und der Alte sagte:

„So groß scheint mir das Unglück doch nicht. Was heute fehlt, kommt Morgen im Ueberfluß. Aber was ich sagen wollte. Dies Hamburg ist ein lustiger Ort und für den Seemann gemacht. Jetzt bin ich alt und steif und kann nicht mehr von der Stelle. Sonst war ich schlank und rank, wie ein Portorico-Schooner. Gab dazumal im Eichholz ein lustiges Haus, wo ich viel aus- und einging und die Wirthin daselbst war eine kluge Frau, die Gesche hieß."

Da fiel es wie eine Nebelbank bei Sonnenaufgang vor dem Garnicht nieder und dieser sagte:

„Sie wahrsagte aus Kaffesatz und hat mir den Namen ihres alten Hans geliehen."

„Der alte Hans war ein Dummerjahn und ich eigentlich der Hahn im Korbe!" schmunzelte der alte Seemann vor sich hin. „Aber so dumm war er doch nicht, daß er es nicht merkte, was zwischen mir und seiner Frau vorging, darum jagte er mich eines schö-

nen Morgens zum Hause hinaus. Weil gerade ein Schiff segelfertig war, ging ich damit in See. Hatte auch bald die ganze Geschichte vergessen und hörte später, der alte Hans habe Stein und Bein geschworen, der Bube, welcher im Hause herum laufe, sei nicht der seinige und mit dieser Behauptung ist er gestorben. Sonst habe ich an dem alten Kerl nicht weiter gedacht und an die Gesche auch nicht, als bis zu diesem Augenblick, welches, wie ich selbst sagen muß, ein kleines Unrecht ist. Aber nun fällt mir alles Gute und alles Böse aus jenen Tagen bei und Du könntest wohl einmal sehen, ob sie noch lebt."

Das that er und fand Frau Gesche, wenn auch um ein gutes Theil älter, als vordem. Sie kannte den schmucken Gesellen nicht wieder und fragte barsch: Was er wolle?

„Ich bin der arme Junge, dem Sie den Namen Ihres verstorbenen Mannes geliehen hat und den ich Ihr nun wiederbringe, weil ich ihn nicht mehr brauche.

„So! So! Bist Du der Springinsfeld? Hat lange gedauert, bis Du Etwas von Dir hören ließest, wenn auch nicht so lange, als ein anderer Springinsfeld auf sich warten läßt, dem ich etwas viel Besseres gegeben habe, als einen abgelegten Namen."

„Damit meint sie wohl den Schiffer Dreianker?“ fragte Hans. „Der lichtet im Rödingsmarkt die Anker und ist stark im Ansegeln begriffen.“

„Was ist das?“ rief die Frau und hatte schnell ein Spiel Karten zur Hand. „Was haben mir denn der Treff-Bube und das Herzen-Aß dreimal nacheinander prophezeit? Wenn ich von dem Dreianker Botschaft erhielte, wäre es durch einen jungen Kerl, der dem Dreianker so ähnlich sähe, wie ein Ei dem andern, und sein leiblicher Sohn wäre. Wahrhaftig, Junge, Du siehst ganz und gar aus, wie der alte Dreianker in seinen jungen Tagen aussah und bist mein Sohn, mein lieber Sohn, den mein alter eifersüchtiger Mann schon als Kind aus dem Hause brachte und von dem ich nie wieder etwas hörte. Gieb mir die Hand, Junge, Du bist mein Sohn.“

„Das wäre der Teufel!“ rief der alte Dreianker, der sich sammt dem Rollstuhl von zwei Matrosen hatte hierher tragen lassen. Nun, Gesche, hast Du den Jungen gefunden, so hast Du den Mann in den Kauf. Der Junge aber ist von heute ab der junge Capitain Dreianker.“

Das gefiel Diesem über die Maßen und er ward noch einmal so lang, als er dem Hafen zuschritt.

Als er aber die Vorsetzen erreichte, gedachte er des Tages, da er vergeblich um eine Heuer gebettelt, und er sah sich in dem Keller zur Bremer Flagge, wie er von dem übermüthigen Volke gehänselt ward, die ihm sogar das nehmen wollten, was er eigentlich gar nicht hatte. Und als er den Kopf seitwärts wandte, sah er ein halb verwaschenes Schild, darauf waren die letzten Spuren einer Bremer Flagge zu sehen. Ging also hinein und der alte Wirth kam ihm mit großer Ehrerbietung entgegen, denn ein so vornehmer Gast war lange nicht bei ihm eingekehrt.

„Was steht dem Herrn zu Diensten?“ fragte er, und der junge Capitain Dreianker antwortete:

„War hier vor vielen Jahren eine lustige Gesellschaft, die nahm sich gegenseitig weg, was sie hatte und nicht hatte. Die Kerle sind wohl Alle gestorben und verdorben?“

„Ach nein, Herr. Bis auf den Garnicht sind sie noch Alle am Leben und gerade jetzt sitzen sie drinnen an dem langen Tisch bis auf den grünen Jungen mit der rothen Mütze. Daran ist aber auch nichts gelegen.“

Capitain Dreianker sah sich die Mannschaften näher an. Sie hatten auch heute ihr Glas vor sich, aber

es hatte keinen Schick mehr. Namentlich ließ der lange Zimmermann das Maul hängen, was er nicht mehr haben durfte. Der Wirth aber flüsterte dem jungen Capitain zu, es wäre darum, weil sie alle zusammen keinen Schilling in der Tasche hätten. Da sagte der Letztere:

„Hört Ihr! Vor vielen Jahren habt Ihr Euere Gliedmaßen über Bord geworfen. Dafür sitzt Ihr jetzt auf dem Trocknen. Ich will Euch wieder flott machen und Jedem das Seine geben.“

Mit den Worten warf er einen Dollar auf den Tisch und sagte:

„Langer Zimmermann, da habt Ihr Euer Maul wieder. Braucht es nun, wozu es gut ist.“

Das that dieser und Alle behaupteten, der lange Zimmermann habe seit vielen Jahren nicht so vieles ungewaschenes Zeug gesprochen, als an diesem Morgen.

Jeder erhielt das Seine und einen Dollar dazu. Endlich sagte der junge Capitain:

„Dirk Meynbert van Rotterdam, Euch haben sie die schmucke Dirne vom grünen Sood genommen. Wollt Ihr sie wiederhaben?“

„Blixum!“ sagte dieser; aber in einem Tone, der bedeutete, daß ihm jetzt gar nichts daran gelegen sei.

Der alte Bootsmann aber zog ein Gesicht, worin man lesen konnte, ihm sei die Rückgabe ganz recht gewesen.

Zuletzt sagte der Capitain: „Nun ist das abgethan. Wo habt Ihr jetzt den Burschen mit der rothen Mütze gelassen und wie soll er zu seinem Namen kommen?“

Der Wirth schlug die Hände zusammen und sagte erschrocken:

„Von dem hat Niemand etwas gehört und nichts ist von ihm übrig, als die rothe Mütze, die er vom Kopfe fallen ließ, als er das letzte Mal hier war und die ich als Pfand behielt für das letzte Glas Bier, was er hier trank.“

Alsbald brachte er aus seiner Schublade eine verschossene rothe Mütze zum Vorschein und hielt sie dem Capitain hin. Dieser warf eine Handvoll Geld hinein und sagte:

„Macht Euch bezahlt und für das Uebrige trinkt auf meine Hochzeit und auf den guten Namen, den ich gefunden habe, als ihr mir den meinigen genommen, ohne ihn zu wissen.“

Solches geschah und der Kellerwirth und seine Gäste ließen ihn noch immer leben, als er schon an der Hand des alten Seelöwen bei dem Kaufmann

Martin eintrat und als Capitain Dreianker um dessen Tochter anhielt. Diesmal hatte der vornehme Patricier kein Bedenken, denn der alte Seelöwe besaß volle Kisten und Kasten und sein Name hatte einen guten Klang, so weit der Wind wehte und der Hahn krähte und das ist für einen Mann, der sich zu bescheiden weiß, gerade genug.

Am Hochzeitstage aber hatten alle Schiffe im Hafen ihre Staatsflaggen aufgezogen, soviel sie deren hatten und hat zur selbigen Zeit die Flagge auf dem Schilde des Bremer Kellers einen neuen Anstrich erhalten.

XIV.

Der Leuchtthurmwächter.

Da, wo die knappe, sich stets überstürzende Ostseewelle dem langgedehnten Wasserzuge der Nordsee entgegen rollt und unter ihrem Gewoge schnell verschwindet — im Kattegat — ragt die äußerste Spitze von Schoonen aus den Fluthen empor und streckt ihre nackten Felshäupter in die tief herabhängenden Wolken. Es ist ein wilder, öder Strand; eine Landwüste in der Wasserwüste. Ein nackter Fels, an welchem nichts haftet, als das Nest des beutegierigen Sturmvogels, der seinen Eisenfuß tückisch den arglosen Schiffern unter dem Wasser entgegenstreckt. Eine starre Klippe, die nur widerstrebend einen Leuchtthurm auf ihrem Haupte trägt, und die Nebel lockt, daß sie diesen mitleidslos mit ihren Schleiern umhüllen, — das ist der

Kullen. Es erfaßt Jeden ein Grauen, der ihn gewahrt, es sei zu Wasser oder zu Land.

Auf der Platte des Felsens ragt der Leuchtthurm und beherrscht die Gegend ringsum. Weiter abwärts, nach binnen, aber von der See aus sichtbar, steht ein einfaches Haus, darin der Wächter des Thurms seine Familie unterbringt. Er selbst kommt nur dorthin zum Besuche. Sein Platz ist auf dem Thurm und sobald die langen Nächte herein brechen, bleibt ihm kaum Zeit, die Lampen wieder neu zu versorgen, wenn die schwache Morgendämmerung endlich erlaubt, sie zu löschen.

Erik Arnstedt hat die Kuppel glänzend polirt und die Dochte sorglich geputzt. Dann hat er sich neben seinen Pfleglingen niedergelassen und ist entschlummert. Es ist eine lange, hagere Gestalt, welche die Last von sechszig mühevollen Jahren etwas krümmte. Sein Gesicht weiset tiefe Furchen und sparsames Silberhaar hängt von dem kahlen Scheitel herab. Er fuhr früher zur See. Rund um die Windesrose, soweit die Welle rauscht und der Himmel blaut. Erst spät fand er auf diesem unfruchtbaren Boden ein Asyl. Seitdem er es betreten, hatte er keine Sehnsucht, es wieder zu verlassen. Nur seine Lampen waren seine

Welt, für die er sorgte, und seine Freude lebte thalwärts in dem Häuschen, das sein Fuß nur selten betrat.

Die Räume dieses Hauses waren enge und niedrig, aber eine sorgende Frauenhand hatte sie sorglich hergerichtet. Der Boden erglänzte von dem schimmernden Sande, womit sie ihn bestreute. Die schmalen Fenster waren mit weißen Vorhängen geschmückt. Nicht das geringste Stäubchen haftete an dem sparsamen Hausgeräth. Auf dem Heerde glühte das gastliche Feuer, genährt von den Kohlen, die aus den Schachten von Högenäs ihren Weg zu dem Gipfel dieses Felsens fanden. Ein leichter Windzug fuhr durch den Schlot herab. Die Flammen wirbelten auf und beleuchteten die Gestalt eines Mägdleins, die, in stille Träume versenkt, vor sich niederschaute.

Es ist Lisa, des Leuchtthurmwächters Töchterlein, eine Dirne voll Lebenskraft und Lebensmuth. Eine seltsame Mischung von nordischem Ernste und südlicher Heiterkeit ist dies Kind, das auf einer fernen Flur geboren und in diese wilde Region des Nordens versetzt wurde.

Lisa lächelt. Sie sieht sich bei spiegelglatter See in einem Rundboot. Das Raasegel bläht sich all-

mählich vor dem Winde auf. Der Vater führt das Steuer. Es war des alten Seemannes Erholung, wenn er zur Sommerszeit eine Stunde hinaussteuerte auf die strahlende Fluth und seinem lächelnden Kinde erzählte von den Wundern des Meeres, von seiner Gewalt und seinen Schrecken. Aber seit jenem Tage, dessen das Mägdlein in dieser Stunde gedenkt, ist das Rundboot nicht wieder getakelt worden. Es fault in den Skären, zwischen denen es der eigensinnige Alte einklemmte. Er hat den Felsen nicht wieder verlassen.

Das Boot glitt vor der leichten Brise dahin. Die Sonne senkte sich und es mußte an die Heimkehr gedacht werden. Die Lampen forderten gebieterisch ihren Pfleger. Zu beiden Seiten des Horizontes tauchten ferne Segler auf; wenn sie dem Kullen gegenüber lagen, war es finstere Nacht.

Da schrie Lisa laut auf. Gerade in ihrem Fahrwasser lag ein stattlicher Dreimaster. Eine zu demselben gehörige Schaluppe kam vom Lande her. Als der Führer derselben das schwedische Rundboot gewahrte, hielt er darauf ab und rief schon von ferne:

„Alter! Hast Du ein Gericht Fische am Bord, das Du uns für Geld und gute Worte ablassen kannst?"

Erick Arnstedt verneinte. Die Schaluppe und das Rundboot schossen sich seitlängs. Lisa's Wangen deckte der helle Purpur. Sie sah mit ihren funkelnden Augen auf den Steuermann der Schaluppe, einem so schmucken Burschen, wie je einer auf Schiffsplanken umhergelaufen. Dieser war so sehr von seiner Sehnsucht nach Fischen erfüllt, daß er des Mägdleins kaum achtete, sondern eifrig fortfuhr:

„Seit dem frühsten Morgen bin ich mit fischen beschäftigt, ohne eine Flosse zu fangen. Dort liegt mein Schiff. Ich schäme mich, ohne Beute heimzukehren und ausgelacht zu werden. Gieb mir, was Du hast, und ich zahle es Dir.“

„Ich habe nichts an Bord, Herr. Aber wenn Ihr mit zu Lande kommen wollt, kann ich Euch geben, was Ihr verlangt. Unten am Kullen ist ein Behälter, worin die Fischer des Kattegats ihren Vorrath aufbewahren und ich habe den Schlüssel.

„Vielen Dank, Alter! Vielen Dank Dir und....“

Sein Auge streifte die Jungfrau, die in diesem Augenblicke noch höher erglühte. Ein unbekanntes Gefühl bemächtigte sich seiner plötzlich.

„Sancta Virginia!“ rief er aus und seine Blicke strahlten. „Welch eine Schönheit! Wie durfte ich

glauben, solchen Reizen auf den öden Wellen zu begegnen? Wer bist Du, engelgleiches Kind?"

Lisa schwieg; aber ihr Herz klopfte laut und flog dem schönen Fremdling entgegen.

„Willst Du nicht reden? Oder bist Du jener Gestalten eine, von denen bei mir die Dichter singen, daß sie aus dem Meere auftauchen, um die Sinne des Jünglings zu berücken und dann auf immer verschwinden? Hilf mir, heiliger Joseph, wenn dies ein Trugb ild ist."

Die Jungfrau blieb stumm. Aber Erick Arnstedt schüttelte mit dem Kopfe und sagte unwillig:

„Was schwatzt Ihr da für tolles Zeug von Gestalten und Gebilden? Wir kennen hier kein anderes Gebilde, als was aus der See braut, wenn es Sturm und Unwetter geben soll, was der Himmel fern halten möge. Wollt Ihr Fische kaufen, sagt's kurz und folgt meinem Kielwasser. Alles Andere ist überlei und solchem jungen Dinge nichts nütze."

„Alter! Sei nicht so griesgrämlich. Das paßt sich nicht für den heitern Abend. Da trinke einmal von diesem feurigen Mallaga, der wird Dir Deine Grillen verjagen."

„Ich trinke nicht solche feurige Weine!“ entgegnete der Alte, die Flasche zurückweisend.

„Was?“ rief der junge Seemann verwundert. „Du bist in der That der Erste, der den köstlichen Trank zurückweiset, der aus den Trauben quellt, die in meinem hispanischen Vaterlande wachsen.“

Erick Arnstedt schrie laut auf: „Du? Ein Spanier? Du bist ein Spanier?“

„Wohl bin ich es! Und stolz bin ich darauf, wie nur Einer. Dort liegt mein Schiff. Es heißt „Almada“ und ist in Sevilla zu Hause.“

„Fort! Fort!“ rief der Alte plötzlich und seine Miene nahm einen so erschreckenden Ausdruck von Haß, Abscheu und Furcht an, daß Lisa zusammenfuhr und das Gesicht in den Händen barg. Der junge Spanier wußte nicht, was er zu diesem unerwarteten Auftritte sagen sollte und zog unwillkührlich seine Hand zurück, die auf dem Dollbord des schwedischen Rundbootes lag.

„Fort! Fort!“ schrie der Alte und strebte, so schnell nur möglich, aus dem Bereiche der spanischen Schaluppe zu kommen. Der Wind hatte nachgelassen. Er warf das Segel vom Maste, legte die Ruder aus

und setzte sie so herzhaft ein, daß der Schaum am Buge hoch aufspritzte.

„Meinst Du, Thor, daß ich die Beute so schnell fahren lasse?“ rief übermüthig der Spanier. „Je mehr Hindernisse, desto mehr Eifer. Du sollst Deinen Fang herausgeben, gutwillig oder mit Gewalt.“

Der Alte erhob sich und streckte die Hand gegen das felsige Vorgebirge aus:

„Lüstet es Dich, Deinen Uebermuth auszutoben? Dort ist eine Wand, an welcher schon härtere Schädel geborsten sind, als der Deinige zu sein scheint. Steuere mir nur nach. Niß Puck baut seine Nebelwand und die Nixen sticken die Wellenkämme mit Brandung. Nur mir nach! Hollah, Niß Puck! Noch eine Kabellänge von Deinem Florgespinnst.“

Und mit riesiger Kraft setzte er die Ruder in die heranrollenden Wellen, die hoch aufspritzten. Das letzte Abendroth verschwamm in der Ferne. Es leuchtete nur noch ein schmaler Streifen über dem Seehorizonte. Unter Land stiegen die Wasserdünste auf und durch dieselben zischten die Brandungen, wie vorüberrauschende Blitze, bald hier, bald dort, bald überall; nirgends Stand haltend. Um die Spitzen der Felsen spann der Abend sein Netz und die Nachtvögel

flogen schrillend um denselben herum. Die Möven streiften mit ihren Flügeln die Glaskuppel des Leuchtthurms. Sie blieb finster. Mit Beharrlichkeit war der Spanier dem Alten gefolgt. Als aber der Nebel stärker ward und die Brandung höher wirbelte, ließ er von seiner Verfolgung ab. Das eisige Gelächter des Alten schallte ihm nach.

Einsilbig kehrte der heitere Sohn Sevilla's an Bord seines Schiffes zurück. Als er von dem Verdeck aus zu dem unwirthbaren Felsen aufschaute, flammte die Kuppel in rother Gluth. Es galt ihm für ein gutes Zeichen.

Drei Tage vergingen. Das Sevillaner-Schiff lag auf derselben Stelle. Der Dämon des Kattegats hatte seine guten Stunden. Er schlief und die See war fromm. Der junge Führer war selten am Bord zu finden. Mit seiner Schaluppe kreuzte er an allen Punkten der Küste auf und ab und kehrte erst mit der späten Nacht heim. Das Bild der jungen Nordländerin, die so plötzlich vor ihm in dem Rundboote auftauchte, wollte nicht wieder verschwinden. Es stand in den frischesten Farben vor seiner Seele.

Endlich eine Spur. Mit festen Schritten stieg er den von der Binnenseite allmählich aufsteigenden Felsen

hinan. Bald verschwand das niedrige Gestrüpp unter seinen Füßen; der letzte schmale Streifen des braunen Mooses verkroch sich unter den Steinen. Das Reich des Todes lag ausgebreitet vor ihm da, und darüber schwebte mit lautlosem Flügelschlag der Seeadler mit seinen eisernen Fängen.

Und mitten in dem Gebiete des Todes pulsirte das jugendlich-frische Leben in seiner vollsten Kraft. Der Sevillaner — Alonso hieß er in den Liedern seines gesangeskundigen ersten Offiziers — erblickte das Haus des Leuchtthurmwächters hinter den schützenden Steinen und in demselben Lisa, wie sie durch das schmale Fenster träumend auf die wogende See hinausblickte.

„Wen sucht Euer Auge?" fragte er schmeichelnd, indem er ihr näher trat. Sie wandte sich bei dem klingenden Ton dieser Stimme erschreckt um. Der Mann, dessen Bild ihr seit der letzten Fahrt im Wachen und im Traume vorschwebte, stand an ihrer Seite. Sie vermochte nicht zu antworten.

Alonso betrachtete die jugendliche Schönheit mit Entzücken und sagte freundlich:

„Ich bin auf diesem Felsen stundenlang umhergeirrt, ohne einem Menschen zu begegnen, bis ich

meine letzte Kraft erschöpfte. Wollt Ihr mir kurze Zeit Obdach gewähren?"

„Was wir haben, ist zu Eueren Diensten, Herr," entgegnete die Jungfrau leise. „Freilich ist es nur wenig. Aber das Feuer soll gleich lichterloh brennen."

Lisa war geschäftig zur Hand. Die Kohlen glimmten heller und bald stand ein einfaches Mahl auf dem blendend-weißen Tisch.

„Gesegne es Euch Gott," sagte die Jungfrau, schon dreister geworden und schob den hölzernen Schemel näher an den Tisch. „Genießt mit so fröhlichem Sinne, als es Euch geboten wird."

„Die Gastfreiheit ist heimisch in diesem Norden," sagte Alonso lächelnd. „Sie ist der Zauber, der den Fremden an diese Küste fesselt, die ihn sonst durch ihre Schrecken bannen würde."

„Habt Ihr keine Felsen bei Euch daheim?"

„Wohl haben wir Felsen. Aber statt der Nebel deckt sie Sonnengold. Sie sind umrankt von blühenden Schlingpflanzen. Auf ihrem Gipfel wiegt die Ceder ihr stolzes Haupt im Winde; an ihrem Fuße reift die duftende Granate und die schwellende Traube. Spaniens Ufer sind ein Abglanz des Paradieses."

Alonso pries mit Begeisterung sein schönes Vater-

land. Lisa sog die Worte von seinen Lippen. Alle Scheu war von ihr gewichen. Er hielt ihre Hand und zog sie sanft an sich. Sie wehrte ihm nicht. Ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter. Begierig lauschte sie seinen Worten.

Da machte sich Erick Arnstedt auf vom Leuchtthurm. Eine bange Ahnung hatte ihn ergriffen. Es war, als sollten die Mauern des Thurmes ihn erdrücken. So trat er hinaus in das Freie und ging seinem Hause zu. Die Schwelle betretend, gewahrte er seine Tochter an der Seite des jungen spanischen Seemannes. Die Jungfrau hatte das Lockenhaupt erhoben und sah dem Gaste erstaunt in die strahlenden Augen. Der Allgewalt dieses Blickes vermochte sie nicht zu widerstehen und mit bange klopfendem Herzen sank sie in die ausgebreiteten Arme Alonso's.

Erick Arnstedt sah es. Seine Kniee zitterten. Er vermochte den Fuß nicht zu heben. Die Lippen bebten. Aber gewaltsam ermannte er sich und die Tochter aus den Armen des Fremden reißend, rief er mit vor Zorn erstickter Stimme:

„Verflucht seist Du, der Du in das Haus des armen Mannes kommst und ihm das Einzige stehlen

willst, was er besitzt. Entfliehe sogleich, oder ich würge Dich mit meinen Händen."

Lisa war in den fernsten Winkel geflüchtet und barg schluchzend ihr Antlitz. Alonso aber trat dem alten Manne entgegen und sagte:

„Euere Tochter verdient nicht, daß Ihr sie scheltet, und auch gegen mich seid Ihr ungerecht. Als ich sie vor einigen Tagen in Euerm Boote sah, wurde ich durch ihre Schönheit angezogen. Heute, wo ich in der Irre auf diesem Felsen umherstreife, komme ich zufällig in dieses Haus. Sie theilte ihr Brod und Salz mit mir und ließ mich aus Deinem Kruge trinken. Dadurch gehöre ich zu Deinem Hause, dem ich als Gast heilig bin. Darfst Du es wagen, mich aus demselben zu vertreiben?"

„Nein, Herr Gast!" sagte der alte Seemann ruhig. „Ich vertreibe Euch nicht aus meinem Hause, worin Ihr Schutz gesucht und empfangen habt. Bleibt, so lange es Euch gefällt, und wenn der geringe Vorrath, der sich darin befindet, zu Ende geht, werde ich für Ersatz sorgen. Ruht aus nach Belieben, Herr Gast; es soll Euch Niemand daran hindern. Komm, Lisa."

Die Tochter wagte sich schüchtern hervor. Der

Vater nahm sie bei der Hand und führte sie hinaus. Sie warf bei'm Scheiden den Thränen umflorten Blick auf den Freund. Alonso wollte sprechen, aber der Alte blickte ihn so kalt, so eisig an, daß das Wort ihm auf der Lippe starb.

Er blieb allein. Die Stunde verging und eine zweite. Der Tag neigte sich zu Rüste. Kalt wehte es von Jütland herüber. Die Nordsee grollte und wälzte sich gegen den Kullen. Da schied Alonso und klomm den Felsen abwärts, wo in einer schmalen Felsenspalte die ungeduldige Schaluppen-Mannschaft seiner harrte.

In der engen, halbrunden Kammer, aus welcher eine schmale Treppe zu der Lampenkrone des Leuchtthurms führt, saß Lisa auf dem Ruhebette, mit gefaltenen Händen, schwelgend in der Wollust des ersten Schmerzes ihrer jungen Liebe. Der Vater stand bei seinen Lampen. Sorgsam säuberte er die vergoldeten Kuppeln von dem schwächsten Hauche und begann darauf jede einzelne anzuzünden. Als die Flammen gleichmäßig brannten, deckte er die Kuppeln darüber und die Kappe lüftend, welche seinen kahlen Scheitel deckte, sprach er ehrfürchtig den Lampensegen:

„Strahle, Feuer, licht und hehr,
Leuchte weit hinaus in's Meer!
Daß von diesem Klippenstrand
Alles Unheil sei gewendet,
Schaffe Gottes Gnadenhand!“

Dann überblickte er nochmals sein Werk, stieg die Treppe hinab und setzte sich an die Seite seiner Tochter. Er sah sie mit einem Blicke unaussprechlicher Wehmuth an und sagte:

„Du hast mir einen großen Kummer bereitet.“

Lisa antwortete nicht; aber sie ergriff die Hand des Vaters und bedeckte sie mit Thränen und Küssen.

„Ich weiß, was Du fühlst. Du brauchst es mir nicht zu sagen. Es ist über Dich gekommen, wie ein Zauberwerk. Der böse Puck, der in den Felsspalten nistet, hat es Dir angethan. Er haßt mich, darum sucht er Unheil über meine Lampen zu bringen, die aber der heilige Spruch beschützt. Nun hat er sich an Dich gehängt. Der Kobold weiß wohl, daß mein Auge brechen muß, wenn das Deine vom Weinen erblindet.“

„Erbarme Dich meiner, Vater. Ich habe Alonso gesehen, und in demselben Augenblicke sprach es in mir: Der oder Keiner!“

„Armes Kind. Das ist ein Wort, woran ein Menschenherz zu Grunde geht. Ich habe es erfahren. Der böse Puck will, daß die Lampen sterben, damit allnächtlich ein Schiff hier strande und er sein höllisches Gelage anstiften könne. Ich aber bin der Wächter des Thurms und leide es nicht. Darum ist er mir gram und sucht mich zu verderben. Niß Puck hat den Spanier hierher gelockt, und ihm den Weg gewiesen."

Es blieb still. Man hörte nur das Zirpen des Heimchens. Erick Arnstedt schauerte. Ihm war es, als hauche der böse Geist ihn mit eisigem Athem an. Er schloß die Augen und betete:

„Vater Unser, der Du bist im Himmel."

Lisa betete mit. Als der Vater sagte: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" schloß sie ihn in die Arme und flüsterte:

„Ja, vergieb mir, Vater. Und vergieb ihm, daß er mich liebt. Meine ganze Seele ist bei ihm und er kann nicht von mir lassen. Laß uns beisammen bleiben."

„Du weißt nicht, was Du bittest. Kennst Du diese Spanier? Der gelehrte Doktor aus Upsala, der neulich hier war, hat uns von Indien erzählt,

wo es im Grase leuchtet, wie bunte Blumen. Wer aber die Hand darnach ausstreckt, um dessen Arme ringelt sich die Schlange, deren Biß den Tod bringt. So ist es in Spanien auch. Obenauf köstliche Blüthen und Früchte; aber drinnen sitzt der Wurm. Die Menschen singen fröhliche Lieder und machen gar liebliche Musik. Aber unter dem Wamms, nahe dem Herzen, tragen sie einen scharfgeschliffenen Dolch. Die Spanier lieben nicht; sie rasen und in ihrer Raserei vergießen sie Blut."

Lisa schauderte und schloß sich enger an den Vater, den sie nicht anzublicken vermochte.

„Du zitterst," sagte Erick Arnstedt. „Besser, jetzt zittern, als später mit dem Tode ringen, ohne Genugthuung und ohne Hoffnung. Sahst Du den Schatten, der eben über uns hinglitt? Das war der Seeadler, den Niß Puck um die Mitternachtsstunde reitet. Er streifte die Glaskuppel mit seinen Flügeln, und seine Flügel sind schärfer als der Demant.

Gottes hohe Gnadenhand
Schirme diesen Thurm und Strand.

So, nun ist es wieder klar. Mitternacht ist vorüber und der böse Geist kann uns nichts mehr anhaben. Jetzt will ich mein Herz vor Dir erschließen,

und Du sollst schauen, was ich mit mir zu begraben dachte für immer. Aber es muß sein. Also höre mir zu."

Und der alte Wächter des Thurmes erzählte, während draußen der Sturm sich aufgab und die Nordsee gegen die granitnen Massen donnernd aufbrandete.

Stolz wogte die Fluth des königlichen Guadalquivir an dem Herrensitze der Conde's de Rancero vorüber. In dem Schatten duftender Citronenbäume lag, fern von dem großen Schlosse des mächtigen Edelmannes, der bescheidene Pavillon, welcher zur schwülen Sommerszeit von den Frauen bewohnt wurde. Es war zur Zeit sehr einsam in dieser Gegend. Seit länger als Jahr und Tag war die Gräfin gestorben, eine ernste, kalte Dame, streng und bigott; ein Bleigewicht für jede Fröhlichkeit. Seit ihrem Tode athmete der Conde auf und eilte nach Madrid, um sich neuerdings in den vollen Strom des Lebens zu stürzen. Seit jenem Tage war das Schloß verödet, und nur in einem kleinen Theile desselben lebte die einzige Tochter des Conde, Donna Lucia mit ihrer Duenna und ihren Dienerinnen.

Lucia fühlte sich beengt in dem alten Bau und so oft es nur ging, eilte sie in den duftenden Wald. Der Pavillon, der unter der Aufsicht eines alten Dieners stand, war das Ziel ihrer Wanderung, wo sie oft Tage und Stunden in stillen Träumen verbrachte. Die Duenna ließ sie gewähren, da in jenem Wäldchen nichts war, das ihrer jungen Herrin hätte gefährlich werden können. Der greise Diego, der treue Hüter des Pavillons, war so glücklich über die Ehre, die ihm durch die stete Anwesenheit seiner Gebieterin zu Theil ward, daß er Alles hervorsuchte, sein kleines Tusculum zu schmücken und für die schöne Bewohnerin desselben freudigen Muthes durch Feuer und Wasser gegangen wäre.

Da trat ein Ereigniß ein, welches Donna Lucia auch den kürzesten Aufenthalt in dem Schlosse des Vaters noch widerwärtiger machte. Der Conde hatte geschrieben, daß der Tod seiner Gemahlin seine Lage sehr verändert habe und er seinen beständigen Aufenthalt in der Hauptstadt nehmen werde. Donna Lucia werde ihm dahin folgen und sich, ihrem Range gemäß, mit einem Edelmanne vom alten Adel vermählen. Um ihr aber Gelegenheit zu geben, ihren zukünftigen Gemahl zwangloser kennen zu lernen, als

es in Madrid der Fall sein könne, und sich an seinen Umgang zu gewöhnen, habe er es großmüthig gestattet, daß der junge Edelmann, dem sie bestimmt sei, sich ihr auf dem Lande vorstellen dürfe. Derselbe heiße Don Fernand Torcadero und sei ein entfernter Verwandter des gräflichen Hauses, welcher letztere Umstand ein weniger äußerliches Ceremoniell gestatte. Schließlich erklärte der Graf, daß es sein Wille sei, Donna Lucia solle den Gast mit aller ihm gebührenden Aufmerksamkeit empfangen und ihm, soviel Sitte und Anstand dies irgend zuließen, herzlich entgegen kommen. Im Uebrigen solle sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß Fernand Torcadero ihr Gemahl würde, denn er habe gegründete Ursachen, diese Verbindung dringend zu wünschen und keine Macht der Erde könne ihn zwingen, seinem gegebenen Worte untreu zu werden.

Dieser Befehl von einem Vater, der ihr fast nie einen Beweis väterlicher Liebe gegeben, und jetzt mit einem Federstrich über ihre ganze Zukunft entschied, beugte sie tief, weckte aber zugleich ihren Stolz. Die Duenna, welche zur selben Zeit Briefe empfangen hatte, die sehr bestimmte Weisungen enthielten, suchte ihre junge Herrin von der Nothwendigkeit zu über-

zeugen, daß man sich dem Gebote der Aeltern unbedingt fügen müsse, da dies allein zur Seligkeit verhülfe, und wußte von dem Ritter Fernand, den sie nie mit Augen gesehen, eine solche Menge rührender und herzbrechender Geschichten zu erzählen, welche jede andere Dame milde gestimmt hätten, nur nicht Donna Lucia, die für jeden Zwang einen noch größeren Widerstand im Herzen trug.

Mit umdüstertem Angesicht entfloh sie den Ermahnungen der alten Duenna und trat in den duftenden Wald. Hier saß sie an dem Ufer eines spiegelglatten Baches, der sich unter den Bäumen fortschlängelte, und folgte gedankenlos dem Zuge der plätschernden Wellen. Diego hatte unlängst auf beharrliches Bitten seiner jungen Herrin einen leichten Kahn herbeigeschafft, worin diese sich oft von den Wellen mit Wohlbehagen schaukeln ließ. Zitternd stand der alte Mann an dem nahen Ufer und bat flehentlich, doch nur nicht den Strick zu lösen, womit der Kahn gehalten wurde, weil sonst leicht ein großes Unglück geschehen könne, und Lucia hatte ihm dies so oft versprochen, daß er sie ohne Besorgniß schalten ließ.

Lucia erhob sich endlich von ihrem Rasensitze und eilte dem Kahne zu. Zum ersten Male streifte sie

die zierliche Leine ab und trat über den Bord. „Ich will frei sein!“ sagte sie zu sich selbst, und ein eigenes Gefühl bemächtigte sich ihrer, als der Kahn zu treiben begann.

Die Ufer wechselten. Lucia betrachtete die sich stets ändernde Scene mit wachsendem Behagen. Ungefährdet trugen sie die Wellen durch das Citronenwäldchen in ein blühendes Thal, das, bald weiter, bald enger, durch eine Kette von Hügeln begränzt ward. Das Bette des Baches breitete sich aus. Seine Gewässer schossen mit dem Kahne in fliegender Eile dahin. Er flog über wirbelnde Stromschnellen, vorbei an hochragende Steine, deren geringster den Kahn zertrümmern mußte, wenn er ihn berührte. Sie ahnte keine Gefahr. Verschwunden war das trübe Leid und ganz wieder das heitere Kind, klatschte sie jubelnd in die Hände, als der Bach jetzt mit rasender Eile einer Felswand entgegen schäumte, durch welche er sich eine schmale Bahn gebrochen.

Lucia athmete tief. Noch ein Stoß und sie schwamm auf dem stolz dahin wogenden Guadalquivir. Der Kahn begann heftig zu schaukeln und schoß, von der Fluth ergriffen, dahin. Große Schiffe segelten unter der Last ihrer Linnen auf und ab. Langböte und

Schaluppen kreuzten den Strom nach allen Richtungen. In einer derselben gewahrte man den hülflos treibenden Kahn. Helfend flog sie herbei. Aber schon die heftige Bewegung, die dadurch entstand, brachte den Kahn in's Schwanken und Lucia wäre in den Strom gestürzt, hätte nicht eine starke Hand sie erfaßt und in die Schaluppe gehoben. Es ward Abend. Eine wollüstige Dämmerung senkte sich auf das Citronenwäldchen, das den Herrensitz des Conde de Rancero begränzte. Auf einer duftenden Rasenbank saßen Nord und Süd im seligen Frieden neben einander. Lucia, im Glanze der Jugend und des Glückes der Gegenwart, eine herrliche Blüthe des Südens, und ihr zur Seite Erick Arnstedt, ein junger, nordischer Seemann, der sie dem gewissen Untergange entrissen. Sie kannte seine Sprache nicht; er hatte nur wenige spanische Worte begriffen. Aber sie verstanden sich doch. Das menschliche Herz hat eine Sprache, die auch ohne Worte kund giebt, was der Mund verschweigen muß; sie sagt es mit den Augen und mit dem Drucke der Hand.

Lucia war die Tochter eines Granden von Spanien; Erick Arnstedt der Sohn eines einfachen, unvermögenden Schiffers an der Küste Westgothlands.

Sie sagten es sich einander mit stillem Lächeln und waren so unbefangen, als ob die weite Kluft, die sie trennte, nichts wäre, als ein bequemer Steg, der sie hinüber und herüber führte nach eigenem Wohlgefallen.

Da blitzte es an der entgegengesetzten Seite des Wäldchens auf. Fackeln sprühten, Stimmen wurden laut. Lucia fuhr aus ihren Träumen auf.

„Man sucht mich! Sie würden erschrecken, wenn sie Dich hier sähen, darum fliehe. Ich eile ihnen entgegen.“

„Und sehe ich Dich wieder, Du holdes Engelskind?“ fragte Erick rasch.

„Dieser Wald ist meine eigentliche Heimath,“ flüsterte sie und flog dem Scheine der Fackeln entgegen.

Diego nahte sich mit zitternden Knieen. „O Sennora! Wir haben Todesangst gelitten um Euretwillen. Der Kahn, der unselige Kahn! Er war verschwunden.“

„Beruhige Dich, alter, treuer Diego,“ entgegnete Lucia mit einem Tone, der seltsam verändert klang. „Ich werde den Kahn nie wieder besteigen.“

„Die heilige Jungfrau sei dafür gepriesen,“ sagte der Alte, sichtlich erfreut. „Aber wo ist er nur hingekommen, Sennora?“

„Er erhielt keine Antwort. Lucia ging nachdenklich in das Schloß, wo die Duenna ihr entgegen trat und sie mit Vorwürfen empfing. Aber die junge Herrin sah sie mit einem so seltsamen Blicke an, daß sie plötzlich verstummte und die Thür zu dem Schlafgemache der jungen Gebieterin mit einer tiefen Verbeugung öffnete.

Am andern Morgen erschien der bereits gemeldete Ritter Fernand Torcadero in dem Schloß des Conde Rancero und stellte sich der jungen Herrin mit all dem steifen und langweiligen Ceremoniell vor, das dem hohen spanischen Adel eignet. Lucia empfing ihn kalt. Sie hatte für alle seine überhöflichen, blumenreichen Phrasen nur die einsilbigsten Antworten und brachte den schmachtenden Bewerber, der nicht mit einer außerordentlichen Erfindungsgabe ausgerüstet schien, fast zur Verzweiflung. Die alte Duenna, die einen großen Theil von Lucia's Erziehung geleitet hatte, erduldete Todesangst. Sie räusperte sich, sie winkte, sie hob warnend die dürren Finger, so oft die strenge Etiquette ein solches Benehmen nur irgend gestattete. Als Alles umsonst war, setzte sie sich nach einigen Tagen zum Schreiben und meldete dem Grafen durch einen Eilboten das unbegreifliche Benehmen

der Donna Lucia gegen ihren Verlobten. Dieser aber, müde der kalten, abstoßenden Behandlung an einem Orte, wo er mit offenen Armen empfangen zu werden gehofft hatte, wollte abreisen und gab nur mit Mühe den Ueberredungen der Duenna nach, die Antwort des Grafen abzuwarten. Bis dahin ging Alles seinen geregelten Gang nach dem verjährten Herkommen. Lucia unterwarf sich mit Widerstreben diesem unausstehlichen Zwang, ohne eine Miene zu verziehen. Aber wenn die Nacht hereindämmerte und der Ritter sich mit den Seinen in die innersten Gemächer zurückgezogen hatte, trat Lucia durch eine Seitenpforte hinaus in das Citronenwäldchen, an dessen äußerstem Rande Erick Arnstedt an der bekannten Stelle ihrer harrte. Die erste bescheidene Knospe stiller Neigung hatte sich zur üppigsten Liebesblüthe erschlossen und alle Schranken waren gefallen. Ihre Liebe, jung und stark, voll Heldenmuth und jedes Opfers fähig, träumte von keinem Hinderniß und sah sich bereits auf dem Gipfel alles Glückes angelangt, als das Unglück mit allen seinen Schrecken auf sie herabzustürzen drohte.

Die Duenna, welche ihre Herrin selbst dann überwachte, wenn diese nichts ahnte, sah bald mit Ent-

setzen, was geschah. Diego, der seine Gebieterin wie eine Gottheit verehrte, hatte Alles geschehen lassen, um sie nur nicht zu betrüben. Jetzt aber warf er sich zu ihren Füßen und mit bebender Stimme rief er:

„Rette den unglücklichen jungen Mann, Herrin, indem Du ihm befiehlst, nie mehr hierher zurückzukehren. Das Schwert der Rache schwebt über seinem Haupte. Die Duenna weiß Alles und der Conde kommt noch in dieser Nacht zurück.“

Lucia begriff Alles. In fliegender Hast eilte sie zu dem harrenden Geliebten. Sie sprach zu ihm mit geflügelten Worten und beschwor ihn, zu fliehen. Es war zu spät. Als Erick und Lucia sich zum letzten Male in die Arme sanken, trat der Conde mit zwei vertrauten Dienern unter den Bäumen hervor und riß die Tochter an sich:

„Verworfenes Geschöpf. Aber die Strafe für Dein Vergehen soll nicht ausbleiben. Das Erste wird sein, daß Du Deinen Buhlen vor Deinen Augen eines schmachvollen Todes sterben siehst.“

Aber in Lucia lebte etwas von dem entschlossenen Geiste ihres Vaters. Unerschrocken blickte sie diesen an und sagte mit fester Stimme:

„Ich verdiene Deinen Zorn, denn ich habe gegen

Dein Gebot gehandelt; aber die allerheiligste Jungfrau bezeugt es mir, ich konnte nicht anders. Alle gerechte Strafe komme über mich. Er aber ist unschuldig, denn er hat nichts gethan, als mir ein Leben erhalten, das ich muthwillig preisgab. Dafür habe ich ihm meine Liebe geschenkt. War es unrecht, daß ich etwas weggab, was mein eigen war, will ich es büßen. Aber nur ich allein. Wirf nicht solchen vernichtenden Blick auf ihn. Schenke ihm das Leben für das meinige, das er erhielt, damit Du es nach Gutdünken opfern kannst. Wenn er ledig ist, will ich kein eigenes Glück mehr hoffen und unterwerfe mich Deinem Gebote. Aber lege keine Hand an ihn, oder Du hast mich für immer verloren.“

Muth und Entschlossenheit leuchteten aus ihren Augen. Der Vater erbleichte sichtlich, als er den Dolch in der Hand seiner Tochter blitzen sah und winkte den Dienern zurückzutreten.

Sie gehorchten. Lucia warf noch einen Blick des unendlichen Schmerzes auf den Freund; dann verhüllte sie das thränenfeuchte Antlitz und ging, jeden Beistand zurückweisend, in das Schloß zurück. Der Conde folgte mit finsterm Schweigen.

Die Diener traten zu Erick Arnstedt und sagten:

„Dies ist der Wille unseres Gebieters. Gehe, so weit Deine Füße Dich tragen; seine Großmuth gewährt es Dir. Damit Du aber nicht noch einmal den verwegenen Gedanken fassest, Dein Auge bis zu unserer Herrin zu erheben, soll der Makel eines Ehrlosen an Dir haften, damit die Dame vor Dir Elenden zurückschaudere, wenn Du Dich in ihre Nähe wagst. Sei gezüchtigt, wie die Ehrlosen, die an den Ruderbänken unserer Galeeren geschmiedet sind."

Mit diesen Worten warfen sie sich auf ihn. Sein Wuthgeschrei übertäubte der Donner des aufsteigenden Gewitters, das über die Ebene von Sevilla hinzog.

Ein feierliches Geläute hallte zwei Monate später von den Thürmen des Sevilla-Doms, der die Grabstätte des großen Columbus umschließt. Die Geistlichkeit war in ihrem höchsten Schmuck und die zweiundachtzig Altäre flammten in Kerzengluth. Eine feierliche Musik erhob die Herzen der Andächtigen, deren Gebete auf Wolken von Weihrauch zum Himmel stiegen, denn es war die feierliche Vermählung der Tochter Seiner Gnaden des Conde de Rancero mit dem Ritter de Torcadero, welche die weiten Räume des Gotteshauses mit einer glänzenden Versammlung gefüllt hatte.

Die Ceremonie war vorüber und die Neuvermählten verließen im feierlichen Zuge den Dom. An einem der Pfeiler des Vorderdaches lehnte ein Mann in der runden Seemannsjacke mit gramgefurchtem Angesichte. Er erbleichte bis zum Tode und sank mit einem lauten Schrei auf den kalten Marmorboden. Niemand sah ihn sinken, als Lucia; aber sie gedachte der Drohungen ihres Vaters und wandte sich ab. Die goldene Karosse rollte heran; der Bräutigam hob sie hinein und Erick Arnstedt sah seine schöne Geliebte niemals wieder.

Der Leuchtthurmwächter schwieg. Die Erinnerung an jene entsetzensvolle Stunde lähmte seine Zunge und er murmelte nur noch vor sich hin:

„Ich sah sie niemals wieder."

Lisa hatte der Erzählung ihres Vaters mit athemlosem Schweigen gelauscht. Jetzt, da der Schmerz ihn verstummen machte, warf sie sich an seine Brust und rief mit dem Tone der innigsten Theilnahme:

„Mein armer Vater!"

Erick Arnstedt machte sich von der Jungfrau los und sagte mit fester Stimme:

„Du bist meine Tochter nicht.“

„Gott im Himmel!“ rief die Jungfrau, erschreckt die Hände faltend. „Wer bin ich denn?“

„Lucia war eine himmlische Erscheinung in Menschengestalt, die nur eine kurze Zeit mein Leben zu einem Paradiese machte, um mich dann auf ewig in die Hölle hinabzustoßen. Ich stehe allein in der Welt.“

„Und ich?“ fragte Lisa mit fliegender Angst. „Erbarme Dich meiner. Wer bin ich?“

„Höre weiter!“ sagte der Wächter des Leuchtthurms nach einer Pause. „Kein Mensch weiß, was ich in jenen Schreckenstagen gelitten. Es soll auch Niemand erfahren. Auf ewig bleibt es in meiner Brust vergraben. In meinem Kopfe ging Alles wirr durcheinander. Nur das Eine war mir deutlich. Ich konnte das Land nicht verlassen, wo Lucia lebte. Sie brachten mich in ein Hospital, wo ich nur langsam genas. Gott hat mich nicht sterben lassen. Ich sollte noch viele Kummertage schauen.“

„Als ich aus dem Krankenhause entlassen wurde, war das Schiff, zu dem ich gehörte, längst versegelt. Ich galt für einen Deserteur. Mich kümmerte das wenig. Es zog mich hinaus nach dem Schlosse des

Conde de Rancero. Gram und Krankheit hatten mich so entstellt, daß ich nicht fürchten durfte, erkannt zu werden. In einem dem Herrenhause zunächst gelegenen Dorfe traf ich den alten Diego, der, aus dem gräflichen Hause gestoßen, durch die Fürsorge seiner jungen Gebieterin, dort eine Freistatt gefunden hatte. Ich erfuhr vieles Traurige. Bald nach der Vermählung hatte der alte Conde die Gegend wieder verlassen und war in die Residenz zurückgekehrt, wo er an alles Andere eher, als an seine Tochter dachte. Der Ritter warf bald nach den Hochzeitsfeierlichkeiten die Maske ab. Er hatte sich nicht um die schöne Lucia, sondern nur um die reiche Grafentochter beworben. Sie war ihm nichts, als eine willkommene Gelegenheit, seine zerrütteten Umstände wieder herzustellen. Als er diesen Zweck erreicht hatte, kehrte er ihr den Rücken und nahm, wie früher, seinen Wohnsitz in Sevilla, wo er in der alten, gewohnten Ungebundenheit in den Tag hinein lebte. Lucia blieb verwaist in dem öden Schlosse zurück. Diego sagte mir, daß sie jeden Morgen bis zu dem Bache gehe und dort eine geraume Zeit in tiefem Nachsinnen verweile. Ich bezwang mich und mied jenen Ort. Sie sollte mich nicht in meinem Elend bemitleiden."

„All meinen Haß warf ich auf den Ritter, der mir meine schöne Blume gestohlen hatte und sie nun wie ein lästig gewordenes Spielwerk von sich warf. Es war nicht schwer, ihn in Sevilla aufzufinden. Aber desto schwerer wurde es, an ihn zu kommen. Eine Schaar von Dienern hauste in seinem Palaste und hatte die Augen überall. In diesen Sälen war nie Ruhe. Freunde und Freundinnen strömten aus und ein. Entweder hatte der Ritter sie zu einem Feste geladen, oder sie kamen, ihn zu einem solchen zu geleiten. Endlich gelang es mir, meinem Ziele näher zu kommen. Um mein Leben zu fristen, mußte ich Arbeit suchen. Dadurch ward ich mit einem alten Diener bekannt, der in dem Hause des Ritters groß geworden. Dieser vertraute mir, daß, wenn Don Fernand sich aus seiner jungen Frau nichts mache, dies daher rühre, weil sein Herz schon lange für eine andere Schönheit glühe. Sie heiße Rosaura und sei die Schönste in Sevilla. Zwar wäre sie arm und von geringer Herkunft, darum habe der Ritter sie nicht zu seiner Gemahlin erheben können, aber er habe sie so lieb, wie ein Cavalier nur immer seine Dame lieben könne, und wie heiter auch das Leben des Ritters sich gestalte, die glücklichsten Stun-

den lebe er doch in der kleinen Behausung seiner Rosaura."

„Wo finde ich diese Rosaura?" rief ich aus. Der alte Diener hatte sich während der Erzählung bedeutend vernüchtert. Es mochte ihn gereuen, soviel über die Verhältnisse seines Herrn gesprochen zu haben, und es war fortan kein Wort aus ihm herauszubringen. Endlich verrieth mir ein Zufall die Spur. Vom sauern Tagewerk ermüdet heimkehrend, sah ich den Ritter, in seinen Mantel gehüllt, an mir vorüberstreifen. Rasch folgte ich ihm. Außerhalb der Stadt trat er in einen Park, an dessen Ende ein einfaches Häuschen lag. Eine Dame erschien auf der Veranda, mit einem Kinde auf dem Arm. Das Kind war seine Tochter."

„Von jener Stunde an hielt ich das Haus belagert. Es gelang mir, für dasselbe gebraucht zu werden. Ich mußte Boten laufen und andere Arbeiten verrichten. Don Fernand selbst gab mir einige Male Aufträge, ohne zu ahnen, wem er sie ertheilte. Ich wurde täglich dienstfertiger und ward unentbehrlich. Rächen wollte ich mich, empfindlich rächen, und grübelte nur noch über das Wie? Sollte ich ihn niederstoßen? Was litt er dabei? Ein Dolch in Rosaura's

Herz würde ihn schon schwerer getroffen haben. Aber auch das genügte mir nicht. Sein böser Dämon zeigte mir die rechte Fährte. Der Lichtstrahl schlug so blendend vor mir nieder, daß ich fast erblindete. Nie hatte ich noch eine so leidenschaftliche Liebe gesehen, als die des Ritters zu seiner Tochter. Ich gewahrte das zuerst, als sie einmal erkrankte. An dieser Stelle war er bis zum Tode verwundbar. Drei Tage, nachdem ich diese Entdeckung gemacht hatte, war das Kind von dem Arm der Mutter verschwunden."

„Jetzt hätte ich gehen können; aber ich wollte mich an dem Schmerz weiden, der das Herz des Vaters zerriß. Ich wollte meine Rache vollauf genießen, und ich habe es gethan. Mit Wollust habe ich mich an seinem Kummer gelabt. Die Mutter starb vor Gram über den Verlust ihres Kindes. Dem Vater blieb dieses Glück versagt. Er sank zum erbarmungswürdigsten Schattenbilde herab, — aber er lebte."

„Mit der äußersten Sparsamkeit war es mir gelungen, soviel zu erwerben, um in mein Vaterland zurückkehren zu können. Mit dem Kinde des Ritters ging ich an Bord eines schwedischen Schiffes, das von Sevilla nach Gothenburg versegelte. Als ich

längst auf hoher See war, wurde ihm — das hatte ich vorbereitet — ein versiegeltes Blatt überreicht, das die Worte enthielt:

„Dein Kind lebt, aber Du wirst nie erfahren, wo. Der Mann, den Du unter allen Lebenden am Tiefsten kränktest, raubte es Dir. Die Ungewißheit seines Schicksals soll Dich quälen bis zu Deinem — Gott gebe, recht späten — Lebensende. Das ist seine Rache.“

„Ich weiß nicht, welchen Eindruck diese Worte auf den Ritter gemacht haben. Mir genügte, daß sie ihn unheilbar verwunden mußten. Dies Kind habe ich keinen Augenblick von meiner Seite gelassen. Das Kind des Ritters und der schönen Rosaura bist Du!“

Lisa schrie laut auf. Erick Arnstedt fuhr fort:

„Es keimte noch ein anderer Gedanke in meiner Seele auf, der zur That werden und das Werk meiner Rache vollenden sollte. Ich gedachte, Dich eines Tages Deinem Vater zurückzubringen. Wie ihn, haßte ich Dich. An Leib und Seele wollte ich Dich verderben, dann Dich in den Palast des Ritters führen und ihm hohnlachend zurufen: „Sieh in diesem Geschöpfe das Kind, das Du einst verloren hast, und freue Dich des Wiedersehens.“

Lisa fiel in ein krampfhaftes Schluchzen. Erick Arnstedt sprach nach einer Pause weiter:

„Der Teufel blies mir diesen Gedanken ein, aber Gott ließ ihn nicht zur Reife kommen. Die Rache an meinem Todfeind hatte er geduldet, aber ein unschuldiges Kind sollte ich nicht verderben. Als ich meinem Hasse genug thun wollte, weckte er die Liebe in meiner Brust. Wenn ich Dir in's Antlitz sah, war es mir nicht anders, als blickte mich Lucia aus Deinen lachenden Augen an. Deine Züge prägten sich fest in mein Herz; sie wuchsen mit ihm zusammen. Ich fühlte das an seinen lautern Schlägen. Hundert Mal rief ich den Namen des Ritters, um meine Trägheit anzuspornen; ich konnte Dir nichts thun. So saß ich eines Abends mißmuthig da. Meine Gedanken waren weit weg im Lande Hispanien. Unter mir wogte der Guadalquivir; vor mir schaukelte der Kahn, der die arme Lucia trug. Aber es war nicht das unbefangene, blühende Mädchen, sondern eine ernste, bleiche Frau, die mich mit wehmüthigen Blicken ansah und sagte: Wehe mir und Dir. Nicht darum, daß wir uns für dieses Leben verloren, sondern daß wir uns jenseits des Grabes nicht wiederfinden, weil Du der Sünden schwerste auf Dich

lndest, indem Du die Unschuld verdarbst. Die Gestalt der Lucia war verschwunden, aber die Worte, die ich vernahm, klangen hell in meiner Seele wieder. Die kleinste Spur des Hasses schwand allmählich und mein Herz war von inniger Liebe zu Dir erfüllt. Um Deinetwillen wollte ich Deinem Vater vergeben und Dich zu ihm zurückbringen. Aber mit jedem Tage überzeugte ich mich mehr, daß es unmöglich war. Deine Züge waren so fest mit denen meiner Lucia verwachsen, daß ich mich nicht von Dir trennen konnte. Meine Vaterliebe zu Dir wuchs. Du bist in Spanien geboren, aber Dein ganzes Leben hast Du in Schweden hingebracht. Dort ist Dir Alles fremd, hier heimelt Dich Alles an. Darum denke nicht mehr an jenes verführerische Land, wo Schlangen unter Blumen lauern. Weise ihn zurück den glatten Verführer, der Dich verderben will, und lasse ihn in Verzweiflung heimkehren. Die Thürmers-Tochter vom Kullen sei von Eisen, wie der Felsen, der ihre Heimath ist. Bleibe bei mir, bei dem alten Erick, bei Deinem Vater."

„Du bist mein Vater nicht," entgegnete Lisa mit tonloser Stimme und trat aus dem Thurm in die stürmende Nacht hinaus.

Seit jener schaurigen Mitternachtsstunde im Thurme hatten Erick und Lisa kein Wort weiter mitsammen gesprochen. Sie vermieden es, sich zu begegnen, und geschah es doch, blickten sie sich scheu von der Seite an. Wenn der Alte mit seinen Lampen sprach und den bösen Niß Puck beschwor, der seine Lichter verlöschen wollte, stand Lisa auf dem äußersten Vorsprung des Felsens. Sie blickte hinaus auf die schäumende See und spähte nach dem Schiffe des Geliebten.

Wohl lag es noch an seinem alten Platze; aber sie konnte es von dieser Stelle aus nicht gewahren, weil die eintretende Felswand es deckte. Ihr Auge trübte sich und die Brust zog sich zusammen im jähen Schmerz.

„Er hat mich verlassen und der alte Erick hat Recht!“ sprach sie vor sich hin und wandte der See den Rücken. Aber voll der freudigsten Ueberraschung schrie sie auf, als nun plötzlich Alonso ihr auf dem schmalen Pfad entgegen kam und sie in seine Arme schloß.

„Verlasse diesen unwirthbaren Felsen und folge mir in mein schönes Vaterland,“ bat Alonso schmeichelnd, als sie in der Hütte am wärmenden Feuer saßen. Was Du hier aufgiebst, findest Du dort hun=

dertfach schöner wieder. Dein Vater wird sich in das Unvermeidliche finden ...."

„Du meinst den alten Mann im Thurm?" fragte Lisa träumend. „Was ist er mir? Was bin ich ihm?"

„Ich verstehe Dich nicht," entgegnete Alonso und blickte sie staunend an. „Ich meinte, wenn Dein Vater erfährt, daß wir uns so innig lieben, daß jede Trennung unser Tod ist, wird er milde sein und unsern Bund segnen. Glaubst Du es nicht?"

„Ich glaube nicht, daß er uns segnet, und eine Trennung von Dir würde mein Tod sein. Aber laß jetzt den alten Erick. Er sitzt bei seinen Lampen im Thurm!" sagte das Mädchen ernst.

Aber Erick Arnstedt war nicht auf dem Thurm, sondern im nahen Kämmerlein und hörte, was Beide mitsammen sprachen.

„Recht, Geliebte!" rief Alonso jubelnd. „Was bedürfen wir eines Dritten? Wir sind uns selbst genug, und jeder Andere, selbst Dein Vater, ist uns zuviel. Komm! Ich habe Dir tausend schöne Dinge zu sagen von Deinem neuen Vaterlande und dem Paradiese, worin Du mit mir leben wirst."

„Du sprichst von Spanien!" sagte Lisa und Alles,

was ihr der Vater in jener Nacht erzählt hatte, trat hell vor ihren Geist. „Aber Spanien ist ein großes Land, groß wie Schweden und vielleicht noch größer. Kennst Du jene Landschaft, durch welche der Guadalquivir strömt, an dessen Ufer die große Stadt Sevilla liegt?"

„Freilich, Lisa. Es ist meine Vaterstadt. Woher weißt Du aber ...."

Sie ließ ihn nicht aussprechen. „O, dann kennst Du auch wohl unterhalb der Stadt den Sitz des Conde von Rancero mit dem Citronenwäldchen, durch welches der klare Bach fließt?"

Alonso war vor Erstaunen außer sich. Er blickte Lisa fragend an und sprach:

„Wer hat Dir das gesagt? Wie kannst Du hier, auf dem nordischen Felsen, fast an dem Ende der Welt, wissen, welche Edelsitze an unseren Strömen liegen?"

„Frage mich nicht, Alonso, sondern antworte mir. Hörtest Du nichts von Lucia, der unglücklichen Tochter des Conde, die einen Edelmann heirathen und ihren Geliebten opfern mußte?"

„Lisa! Lisa! Woher weißt Du das Alles? Die arme Lucia. Sie starb am gebrochenen Herzen. Aber

sie starb versöhnt mit ihren Feinden und vergab ihrem Gemahl, der an ihrem Sterbebette knieete."

„Fernand Torcadero hieß der Grausame, der dies schuldlose Herz brach!" fuhr Lisa fort.

„Immer unbegreiflicher," sagte Alonso und wirkliche Furcht bemächtigte sich seiner. „Erkläre mir, um der heiligen Jungfrau willen, woher Dir dies unbegreifliche Wissen kommt?"

„Sprich von dem Ritter, Alonso! Von dem Ritter. Was weißt Du von ihm? Was ist aus ihm geworden?"

„Er verzehrte sich in unbefriedigter Sehnsucht nach dem einzigen Geschöpf, das er mit seiner ganzen Seele geliebt hatte."

„Nach seiner Tochter! Sage, nach seiner Tochter!" rief Lisa. „Dies Kind wurde ihm geraubt von demselben Manne, dem er das Herz der unglücklichen Lucia gestohlen."

„All ihr himmlischen Mächte! Was wird dies? Wie kannst Du wissen..."

„Weil ich jenes geraubte Kind bin, und der Mann, der mich raubte, ist Erick Arnstedt, der Leuchtthurmwächter auf dem Kullen."

Alonso schrie laut auf.

„Hier ist Erick Arnstedt!“ sprach der Wächter des Leuchtthurms und trat in das Gemach. „Sie spricht die Wahrheit. Lisa ist die Tochter des Ritters Torcadero.“

„Und ich der Neffe des Unglücklichen. Lisa, meine theuere, verlorne, wiedergefundene Schwester. Komm mit mir. Verlasse diese Stätte des Grauens.“

„Sie soll nicht!“ rief Erik. „Sie ist mein und keines Andern. Ich habe sie geraubt aus Haß und habe sie an mich gekettet durch Jahre lange, wachsende Liebe. Sie soll Niemandem gehören, als mir. Am wenigsten aber Einem von der Sippschaft der Torcadero.“

„Wahnsinniger!“ unterbrach ihn Alonso. „Meinst Du, weil Du hier einsam auf Deinem Felsen hausest, Du wärest dem Arm der Gerechtigkeit unerreichbar. Das Gesetz wird den Kinderräuber greifen und ihn züchtigen.“

„Oder ihn, sammt seinem Raube, am Fuße dieses Felsens zerschmettert finden!“ entgegnete Erick Arnstedt mit eisiger Kälte.

Er streckte die Hand nach Lisa aus, aber diese trat ihm fest entgegen:

„Lege Deine Hand nicht an mich. Du bist mir

fremd; ich kenne Dich nicht. Alonso, mein Geliebter, bringe Dein Boot an den Fuß des Felsens. Ich folge Dir an Bord Deines Schiffes, folge Dir nach Spanien, oder wohin Du mich sonst führst. Geh! Geh! Und kehre bald zu mir zurück."

Laut jubelnd sprang Alonso davon. Erick Arnstedt sah Lisa mit unheilverkündenden Blicken an:

„Er geht in sein Verderben. Sein Wiedererscheinen an diesem Strande ist sein Tod."

Aus der Tiefe der See braute ein furchtbares Wetter auf. Wolken thürmten sich auf Wolken. Der weiße Gischt der Wellen kochte.

„Fulko von Finnland, der Du den Wind machst, sei mir gnädig und schenke mir einen Sturm. Niß Puck, sattle den Seeadler und hacke dem Spanischen Räuber die Augen aus!" sprach Erick vor sich hin. Schweren Trittes stieg er die Stufen bis zur Kuppel empor und zündete seine Lampen an. Aber zu jeder Flamme sprach er ein unheimliches Wort und segnete sie mit seltsamen Gebehrden ein.

Lisa war ihm unbemerkt gefolgt. Sie sah jede seiner Bewegungen und gab wohl Acht. Auf dem Verdecke des Spanischen Schiffes entzündete sich ein weißes Feuer, das weithin über den Bord und die

Toppmasten hinausleuchtete. Das Schiff ging unter der Last seiner Segel, wie ein Kreuzer unter Land. Das Boot stieß vom Fallreep und flog dem Ufer zu.

„Er kommt! Er kommt!“ rief Lisa, sich vergessend, mit lauter Stimme, „und er soll nicht vergebens warten.“

„Er kommt nicht!“ schrie Erick Arnstedt mit eisigem Hohnlachen und riß an einer herabhängenden Schnur so heftig, daß die Scheiben sich klirrend zusammen schoben. Die Lampen erloschen.

„Jetzt kann er das Haupt des Kullen nicht sehen. Er ist hin!“

„Gott Vater, erbarme Dich mein!“ schrie Lisa auf. Der Schreck hatte ihr die Besinnung geraubt. Sie regte die Lippen, aber man vernahm keinen Laut. Der Sturm, der sich jetzt mächtiger erhob und freie Bahn durch die offenen Fenster hatte, warf Alles übereinander. Erick Arnstedt sah es:

„Dank Dir, Riß Puck! Und wenn Du mir den Hals umdrehst für Deine Hülfe. Du hast es gut gemacht.“

Diese Worte wandelten Tod in Leben. Ein lichter Gedanke durchzuckte das Herz der Jungfrau. Rasch flog sie den steinigen Pfad entlang, der von dem

Thurm zur Hütte führte. Vom Heerde raffte sie den Brand und warf ihn in einen Winkel, wo Netze, alte Taue und anderes Brennbare aufgehäuft lag. Hell prasselte die Flamme auf und schlug bald zu dem Dache des hölzernen Hauses hinaus.

„Das Feuer vom Kullen leuchtet wieder!" rief Lisa und eilte den wohlbekannten Pfad zum Strande hinab. Alonso's Boot war eben gelandet und er hob sie an seinen Bord. Als die letzte gefahrdrohende Klippe hinter ihnen lag, erlosch die Flamme. Eine Stunde später steuerte die spanische Fregatte „Almada" der Nordsee zu.

Drei Nächte nacheinander hatte das Feuer nicht auf dem Kullen gebrannt. Aus dem zunächst gelegenen Orte kamen Leute, um nach der Ursache zu forschen. Sie fanden das Haus des Lampenwächters in Asche liegen und seine Leiche auf der Schwelle des Thurms.

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstr. 81.

Im Verlage von **Otto Janke in Berlin** ist ferner erschienen:

Brachvogel, A. E. Friedemann Bach. Zweite Auflage. 3 Bände. Preis 1 Thlr.

Göhren, K. v. Die Brautschau. Roman. 2 Thle. 8. Geh. 2 Thlr.

Goldammer, L. Schloß Kuckernese. 8. 1 Thlr.

Goltz, Bogumil. Exacte Menschenkenntniß in Studien und Stereoskopen. Erste Abtheilung: Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. 8. Geh. 1 Thlr.

— — Dasselbe. Zweite Abtheilung: Physiognomie und Charakteristik des Volkes. 1 Thlr.

Keller, Baronin v. Der weibliche Majoratserbe. Roman. 2 Bde. 8. Eleg. geh. 2 Thlr.

Maltitz, H. v. Lucas Cranach. 3 Bde. 4 Thlr.

Marx, Ad. B. Ludwig van Beethoven Leben und Schaffen. In 2 Theilen, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethoven'scher Werke. 2 Bde. Gr. 8. 4 Thlr.

Mügge, Th. Die Erbin. Roman. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

— — Der Voigt von Silt. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. 8. Geh. 22½ Sgr.

— — Der Weihnachtsabend. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — Der Majoratsherr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Romane. 4 Bde. 1. Bd.: Karl I. von England und Cromwell. 2. Bd.: Der Doppelgänger. 3. Bd.: Der Tell von Unterwalden. 4. Bd.: Gefangen und befreit. Eleg. geh. 6 Thlr.

— — Romane. 4 Bde. Neue Folge. 6 Thlr. 1. Bd.: Die Standpunkte der Gesellschaft. 2. Bd.: Die Pfarre am See. 3. Bd.: Die Dokumente. 4. Bd.: Adam und Eva.

Mühlbach, L. Welt und Bühne. Roman. 2 Bde. 8. Geh. 3 Thlr.

— — Prinzessin Tartaroff. Zweite Auflage. 3 Bände. 1 Thlr.

Mühlbach, L. Historisches Bilderbuch. 2 Bde. 8. Geh. 3 Thlr.
1. Band: Du und Sie oder Voltaire und Phyllis. Graf Hoditz von Roswalde. Rothe Infusorien. Graf Sarjedo. Longchamps. 2. Band: Die Gräfin Wartenberg, oder eine ehrgeizige Frau. Bruder und Schwester. Die Billets. Die Weltgeschichte und die Mode. Voltaire und sein Hof-Juwelier.

— — Historische Charakterbilder. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.
1. Bd.: Der Prinz v. Wales. 2. Bd.: Die Franzosen in Gotha. 3. Bd.: Die Gräfin du Cayla — Der Prinz von Lamballe. 4. Bd.: Ein Vormittag Friedrichs II. — Prinzessin Orsini.

— — Friedrich der Große und sein Hof. 3 Bde. 8. Geh. 1 Thlr.

— — Friedrich der Große u. seine Geschwister. Dritte Aufl. 6 Bde. in 2 Abtheilungen. 8. 2 Thlr.

— — Carl II. und sein Hof. Zweite Auflage. 3 Theile. Taschenformat. 1 Thlr.

— — Kaiser Napoleon in Deutschland. Erste Abth: Rastatt und Jena. 4 Bde. 8. Eleg. geh. 6 Thlr.

— — Kaiser Napoleon in Deutschland. Zweite Abth.: Napoleon und Königin Luise von Preußen. 4 Bde. 8. Eleg. geh. 6 Thlr.

— — Napoleon in Deutschland. Dritte Abtheilung: Napoleon und Blücher. 4 Bde. 8. 6 Thlr.

— — Kaiser Napoleon in Deutschland. Vierte Abth.: Napoleon und der Wiener Congreß. 4 Bde. 8. Eleg. geh. 6 Thlr.

— — Frau Meisterin. 2 Bde. Taschenformat. 22½ Sgr.

— — Berlin vor 15 Jahren. Zweite Auflage. 3 Bde. 1 Thlr.

— — Königin Hortense. 3. Aufl. 4. 15 Sgr.

— — Heinrich der Achte und sein Hof, oder: Katharina Parr. Zweite umgearb. Ausgabe. 3 Bde. 16. Eleg. geh. 1 Thlr.

Mundt, Th. Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus dem franz. Kaiserreich. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

— — Italienische Zustände. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

---

p 10 – "Brazilien"
67 – rich cousin in West Indies
112 Lima
122 Mexico
131 – New O., Missippi



